Biogr.
1021.
b.

Hans Sachs.

Sein Leben und Wirken

aus

seinen Dichtungen

nachgewiesen

von

J. L. Hoffmann,
k. Studienlehrer am Gymnasium zu Nürnberg.

Nürnberg
Bauer und Raspe.
(Julius Merz)
1847.

116. 83

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Das Schriftchen, welches sich hier dem Publikum zur nachsichtigen Beurtheilung vorstellt, macht keineswegs darauf Anspruch, seinen Stoff zu erschöpfen; dazu würde eine weit umfassendere Arbeit gehören, als der Verfasser unternehmen konnte, und eine tiefere Kenntniß der Geschichte, als er sich zutraut. Mehr zur Anregung als in gelehrter Absicht geschrieben, dürfte es doch etwa den Werth haben, daß sein Inhalt aus vollständiger Lectüre der gedruckten Gedichte von Hans Sachs geflossen ist. Die Citate der vorkommenden Stellen sind bei den drei ersten Bänden nach der Willerschen Ausgabe, bei den beiden letzten nach der sich an diese anschließenden Lochnerschen. Doch war es bei der

Willerschen nicht der erste Druck, der dem Verfasser zu Gebote stand, sondern von Band I. und III. der von 1589, von Band II. der von 1591. Da aber in der Ausgabe selbst nicht die Seiten, sondern nur die Blätter eine Nummer haben, so wurde in den Citaten, wenn die zweite Seite eines Blattes gemeint ist, über die Seitenzahl ein kleiner Strich gesetzt. Zugleich benützt der Verfasser noch diese Gelegenheit, einen Irrthum zu berichtigen, zu dem er durch die bisherigen Literarhistoriker verleitet worden ist. Seite 34 nämlich heißt es, es seien von den 7 prosaischen Dialogen unsres Dichters nur 4 bekannt geworden; er freut sich nun, erklären zu können, daß Herr Dr. M. M. Mayer dahier alle 7 besitzt.

Daß diese Darstellung von Hans Sachs in Form dreier Vorträge erscheint, mag durch ihre Entstehung gerechtfertigt sein. Es wurden nämlich diese Vorlesungen gerade so, wie sie hier gedruckt sind, im

„Literarischen Vereine" dahier vor einem gemischten Publikum gehalten und erst auf mehrseitigen Wunsch einzelner Zuhörer herausgegeben. Diesem zu entsprechen, und zugleich weil er überzeugt ist, daß die Arbeit ihrer Form entkleidet an Frische einbüßen müßte, hat der Verfasser hierin nichts ändern wollen. Sollte man etwa den Ton, welcher in einem Theile des zweiten Vortrags herrscht, allzu burlesk und dergleichen Späße mit der Würde eines wissenschaftlichen Gegenstandes unverträglich finden, so kann er nur das Eine zu seiner Entschuldigung sagen, daß er seine Sprache nach dem Stoffe richten und Schwänke schwanksweise behandeln zu müssen glaubte. Irrte er hierin, so möge es ihm die ernste Critik zu gute halten.

Und somit scheidet er von dem freundlichen Leser mit dem Wunsche, daß derselbe wenigstens einen kleinen Theil der Freude aus diesen drei Vorträgen

möchte schöpfen können, welche der Verfasser bei Lectüre seines Dichters immer empfunden hat.

Nürnberg, den 20. November 1846.

Der Verfasser.

Hans Sachs.

I.

Wenn ich heute beginne von Hans Sachs, einem Manne zu Ihnen zu reden, auf welchen Nürnberg, als auf einen Hauptrepräsentanten seiner großen Vorzeit, mit gerechtem Stolze zurückblickt, so habe ich eine schwierige Aufgabe übernommen; nicht bloß weil die Menge seiner Gedichte sich kaum in ein deutliches Gesammtbild vereinigt und die Masse des Stoffes schwer zu bewältigen ist; nicht bloß weil eine Schilderung der verschiedenen Richtungen seiner Poesie, die ich auf mehrere Vorträge ausdehnen muß, Ihre Geduld zu mißbrauchen droht, sondern auch weil sich der rechte Maßstab seiner Beurtheilung nur dann darbietet, wenn man neben dem ästhetischen Werth zugleich den sittlichen in's Auge faßt und über dem Rückblick auf die Kunststufe damaliger Zeit ihre religiösen und moralischen Bestrebungen nicht aus dem Gesichte verliert. An dem Wendepunkt der alten Zeit sitzt ein schlichter Schuster auf seiner Werkstätte, aber das Handwerk hat ihm den Rücken nicht gekrümmt; frei blickt sein offenes Auge bald vorwärts bald rückwärts, vor allem aber mit ausgebreiteter Kenntniß aus sicherem Stubenfenster hinab auf den unten wimmelnden Ameisenhaufen (I. 3, 258′) der Menschenwelt. Dabei erzählt er so gebildet, so naiv, so schalkhaft; urtheilt er so sicher, so gemäßigt, so liebevoll; ermahnt er so eindringlich,

so ernst, so verständig; tröstet er so theilnehmend, so wahr, so beruhigend, und streut den überreichen Schatz seines Wissens so freigebig, so mühelos, so wohlwollend aus, daß noch heute der Leser seiner voluminösen Werke, die doch nur einen Theil dessen ausmachen, was er gedichtet, sich staunend fragt: wie war es möglich für einen Handwerksmann, nicht nur so viel zu schreiben, sondern selbst nur alle die Bücher zu lesen, deren Kenntniß jener ansgebreiteten schriftstellerischen Thätigkeit vorangehen mußte; wie war es möglich im beschränkten Kreise eines Schuhmacherlebens zu so umfassendem Urtheile über alle Verhältnisse zu gelangen, ja selbst die reiche, edle Sprache sich anzueignen, die nur von Luthers gewaltiger Schreibart übertroffen wurde? Frage nur immer zu! der wird dir Antwort geben, der den lebendig sprudelnden Born entdeckt, aus dem das Genie trinkt. Wer in sich die treibende Kraft zu neuen Schöpfungen spürt, pflegt auch das vor dem gewöhnlichen Menschen voraus zu haben, daß ihm Arbeit nicht ermüdend, vielmehr zur Quelle immer neuen Genusses wird. Ohne Ruhe und Rast eilt er von Schöpfung zu Schöpfung, weil er der Mitwelt viel zu sagen hat. Wie oft faßte unser Dichter den Vorsatz in seinen alten Tagen, nun aufzuhören! aber eine unbekannte Stimme im Innern trieb ihn stets wieder zur Thätigkeit (II. 4, 96), und vom Stachel des Nachruhms angespornt ließ er die Feder erst dann den alterschwachen Händen entgleiten, als seines Geistes Kraft gänzlich abgenommen hatte. Ueber vierundfünfzig Jahre lang hat er gedichtet in allen Gattungen, welche damals nur immer cultivirt wurden. Was Wunder, daß die Mitwelt, dankbarer als gewöhnlich, je seltner solche Erscheinung ist, die Mitwelt, die

sich so treu in seinem Dichtergeiste abgespiegelt sah, die so viele Lehren der Weisheit, so viele Sprüche der Tugend und Frömmigkeit, so viele ernste und heitere Geschichten aus seinem Munde vernommen, den bescheidenen Greis mit Homer und Virgil zusammenstellte *), wenn er es gleich nicht leiden will, daß man ihn öffentlich lobe **)? So auf den Flügeln des Ruhmes getragen ging er demüthig und zufrieden mit Gottes Fügungen hinüber in die Ewigkeit, ein frommer Christ, dem die schönste Gabe, ein reicher, lebendiger Geist, in hohem Maße zu Theil geworden war, ohne daß er sich dessen überhoben hat. Aber wie lange währte die Herrlichkeit der Volksgunst? Er selbst würde sich am allerwenigsten über die Schmach verwundert haben, die ihn schon kaum ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode traf. Hat er ja doch in so vielen Exempeln auf das „walzend Glück" ***) aufmerksam gemacht, das unsicher und launisch stürzt, die es eben noch erhoben hat. Die Zeiten der Schlesier folgten, in welchen man mit einem Anlauf erhaben klingender Bilder auf den Stufen richtigerer Metrik den poetischen Parnaß erstiegen zu haben wähnte, und vornehm über den Schuster und Meistersänger als über ein recht augenscheinliches Muster von Geschmacklosigkeit spottete. Mit welcher Schüchternheit tritt noch im Jahre 1765 sein fleissiger und sorgfältiger Biograph Ranisch zum Lobe des Geächteten auf! Aber im Sturm eroberte 11 Jahre nachher ein Größerer dem Verkannten den lange entrissenen

*) Vorreden z. I. u. II. Bd. der Willerschen Ausg.

**) Vorrede z. Bd. II.

***) z. B. I. 4, 298.

Ehrenpreis. Wer kennt nicht Hans Sachsens poetische Sendung, jenes trefflich charakterisirende Gedicht, welches Göthe 1776 zu dessen Ehrenrettung mit kräftigen Strichen hingeworfen hat, dem Holzschnitt ähnlich, den es erklärte! Es war ein verwandter Geist; dieselbe Allseitigkeit der Dichtung, dieselbe heitere Behaglichkeit der Anschauung, dieselbe Leichtigkeit der Form, nur alles in verklärter, kunstreicherer Gestalt, während bei dem alten Vorgänger blos rohe Anlage sichtbar ist. Göthe ist bei Hans Sachs in die Schule gegangen, hat ihm auch seinen Vers abgelernt, wie er uns selbst in seinem Leben berichtet *), und wie denn überall das Verwandte sich zusammenfindet, so wußte er den alten Meister zuerst nach Gebühr zu würdigen.

Ein Eichkranz, ewig jung belaubt,
Den setzt die Nachwelt ihm aufs Haupt;
In Froschpfuhl all das Volk verbannt,
Das seinen Meister je verkannt!

Seitdem steht unsres alten Dichters Ruhm gesichert: denn wer mag von einem Göthe sich unter das Geschlecht der Frösche verweisen lassen? Und doch nur Wenige haben eine richtige Ansicht von seiner Art und seinem Werthe. Wie könnte sonst ein übrigens gut und mit sichtlicher Vorliebe für unsern Dichter geschriebenes, aber freilich in Beziehung auf Sachsens Dichtung und Stellung zu seinen poetischen Zunftgenossen ganz unrichtiges Drama eines sehr achtbaren Schriftstellers sich immer noch un-

*) Vgl. Wahrheit und Dichtung Buch 18 zu Anfang. Doch ist die Nachbildung nicht ganz wörtlich zu fassen. S. Viehoff: Göthes Gedichte erläutert I. S. 331.

angefochten erhalten? In diesem Schauspiele ist alles erdichtet, und der Verfasser muß sich seine Vorarbeiten ziemlich leicht gemacht haben. Welch ein andres Urtheil bei Gervinus! auf dessen unsterbliches Werk ich, eigner Mühe überhoben, nur zu verweisen brauchte, wäre es nicht Kennern allein verständlich. Wir aber brauchen hier Anschaulichkeit, Beispiel; ja des Dichters Person selbst geht uns näher an, weil er unser Mitbürger war, und die Verhältnisse unsrer Stadt interessiren uns, welche damals in den Weltläuften keine unbedeutende Rolle spielte. Und so lassen Sie mich denn unabhängig von Gervinus, so treffend dessen Urtheil über unsern Dichter ist, meinen eignen Weg einschlagen, wie ich ihn zur Schilderung unsres Dichters hier angemessen finde.

Man pflegt einen Dichter biographisch zu behandeln, um nachzuweisen, wie mit Nothwendigkeit sich unter gegebenen Verhältnissen sein Talent gerade so entwickelt und durch fortgesetztes Ringen und Streben seine Schöpfungen vollendet hat; diese erscheinen dann gewöhnlich als ein Stufengang, aufwärts und abwärts: des Jünglings Werke pflegen vom Stoffe beherrscht zu werden, der Mann den Gedankenreichthum in schöne Formen zu schließen, beim Greise wird die Kunst nachläßig und schlotterig und die Ideen matt und gewöhnlich. Solch ein Entwicklungsgang ist bei Hans Sachs kaum bemerkbar, obgleich er uns, wollen wir seine Werke in dieser Rücksicht durchforschen, die Arbeit leicht gemacht; denn er hat unter jedes Gedicht mit wenigen Ausnahmen Jahr und Tag seiner Entstehung gesetzt. Zwischen den Werken früherer und späterer Zeit zeigt sich im Allgemeinen bei ihm kein Unterschied. Wie kommt

das? Sind etwa die Gedichte des Jünglings schon so gelungen, daß der gereifte Mann sie nicht überbieten konnte? und hat dem Greis wie Sophocles, dem Günstling der Musen, noch der Jugend wärmendes Feuer in der Brust gelodert? oder bewegen sich alle seine Gedichte so gleichförmig in der Ebene prosaischer Lebensauffassung, daß das Auf- und Abwärts kaum zu bemerken ist? Oder hat die nachbessernde Hand des Verfassers in spätern Jahren alles nivellirt, was er früher geschrieben, wie denn sein Verleger Willer in der Vorrede zum I. Theile sagt, „daß er wolbedacht und lange Zeit mit umbgangen mit disem Werck, nemlich 42 gantze Jar, das er offt fleißig überlesen, Corrigiert, an vilen orten gebessert und gemehrt hat, und jetz und endlich Publiciert." Sollten wir alle diese Fragen, die man als Gründe für die bemerkte Uebereinstimmung und Einförmigkeit der Gedichte aus seinen verschiedenen Lebensperioden aufwerfen könnte, auch alle mit einem, freilich sehr beschränkten Ja beantworten können, so liegt doch der Hauptgrund dafür in den damaligen Ansichten von dem Wesen der Poesie überhaupt.

Nachdem nämlich die Zeit des Minnesangs vorüber und das Ritterthum für alle höhere Genüsse und Bestrebungen abgestorben war, kam die Dichtkunst in Deutschland in immer tiefern Verfall; durch das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert auf öder Steppe nur spärliche halbverdorrte Heideblumen, die traurigste Periode unsrer Literaturgeschichte, wenn man den beginnenden Volksgesang abrechnet. Hatten sich schon unter den ritterlichen Sängern einzelne bürgerliche befunden, so nahm von nun an dieser Stand die fliehenden Musen allein in Schutz und Pflege,

die der verwilderte Adel von sich stieß. Aber mit der Hochachtung vor den göttlichen Frauen fand sich nicht auch gleich die Kunst des ungezwungenen Umgangs ein. Der Sitte gemäß alles in Zünfte zu vereinigen, was irgend gleiche Bestrebungen verfolgte, die Wissenschaften in Universitäten und die Handwerke in Gilden, thaten auch die Bürger sich zusammen, die an der holdseligen Dichtkunst besondere Freude hatten, und wie es im Handwerk Lehrlinge, Gesellen und Meister gab, so unterschied man auch in diesen Vereinen mit noch größerer Feinheit Schüler, Schulfreund, Singer, Dichter und Meister. Man erfand Satzungen, nach welchen gedichtet werden sollte, Tabulatur genannt, man machte den Werth eines Gedichtes abhängig von reinen Aeußerlichkeiten, von engem Anschließen an die einmal angenommenen Formen; man warf sich in künstlich verschlungene, seltsame Weisen, ähnlich den späten Gedichten der Minnesänger; man zwang armselige Gedanken in mühevoll zusammengeflickte Stollen und Gegenstollen mit ihrem Abgesang; man zählte die Sylben, man sah ängstlich auf genaue Einhaltung des Reims, auf Verbannung fremder Worte, und was den Inhalt betrifft, auf ein genaues Festhalten an Sitte und Christenthum. Wer nun so ein hölzernes Gedicht regelrecht und wohlgeschnitzt vollendet hatte, der trug es singend vor in der Versammlung der Gesellschaft; und die Merker saßen in ihrem Gemerke und sahen wohl auf alle ihre zweiunddreißig Regeln, gegen welche man fehlen konnte, vor allem aber auf die Töne, d. h. die Melodien und Rhythmen des Bar oder Meistergesanges, und wenn solch ein Ton in den andrer Meister nicht eingriff, so weit vier Sylben sich erstrecken, so wurde er als neuer

Ton anerkannt, der Erfinder, wenn er es noch nicht war, ein Meister, und der Ton nach dessen Namen mit Hinzufügung näherer, oft sehr seltsamer Bezeichnungen benannt. Ein Meister konnte nun wieder einen Schüler unterrichten, und so vererbte sich von einem Geschlechte zum andern die Kunst, deren Beginn man mythisch und adelsstolz auf Kaiser Otto, ja wol auf Karl den Großen zurückführte, indeß die älteste bekannte Urkunde geschriebener Satzungen von 1493 ist. In der That konnte in dieser Art die Poesie zu betreiben ein wirklich dichterischer Geist wenig Sporn und Anregung finden, ein so ehrenhaftes Zeugniß sie für den guten Kern und würdigen Sinn deutscher Bürgerschaft auch ablegen mag. Das Wesen der Dichtkunst war allzusehr miskannt; der Werth eines Gedichtes zu sehr in Nebendinge gesetzt, als daß man vom ästhetischen Standpunkte aus dem Meistergesang eine höhere Bedeutung beilegen könnte, als die einer verkrüppelten Abart, wie bei Gewächsen, die man nicht in ihr entsprechendes Erdreich gepflanzt hat. Was half es der Poesie, wenn die guten Bürger sich alle freie Stunden abdarbten, Schüler lehrten, Töne erfanden, Bar zusammenleimten; wenn sie Nachmittags an Sonn- und Feiertagen in einer Kirche oder einem andern großen Raume zusammenkamen, ihre Lieder sangen, neue Töne prüften und dem glücklichen Erfinder das Kleinod umhängten? Der Meistergesang ist nichts als ein klägliches Ende der alten Lyrik ohne Anknüpfungspunkt an die Poesie der neuen Zeit, und so edel auch sein Endzweck war (denn er war zum Lobe Gottes und Preise der Helden erfunden), so kann man doch nur dann ein günstiges Urtheil über ihn fällen, wenn man den sittlichen Werth dieser Erscheinung mit in die Wag-

schale legt und den guten Willen der braven Männer, die mit edlem Ernst in ihrer vermeintlich erhabenen Kunst arbeiteten, für die That nimmt. Wir lächeln jetzt wohl über solche Bestrebungen; aber wo lassen sich jetzt noch selbst für wichtigere gemeinsame Zwecke so viele Bürger begeistern, um das dem gemeinen Besten freudig zu opfern, was dem geplagten Arbeiter das Süßeste ist, die Stunden der Ruhe? Und doch wie nahe liegt namentlich in unserer Stadt die alte Zeit neben der neuen! Noch lange sind es keine hundert Jahre, daß die Meistersänger wenigstens jährlich einmal, acht Tage nach Pfingsten, freilich nicht mehr in der Martha- oder Katharinenkirche wie ehedem (denn die Theilnahme des Publikums fehlte), sondern in Wöhrd, vermuthlich im Wirthshaus, ihre Versammlung hielten *).

Mitten in die Zeit des blühenden Meistergesanges fällt Sachsens Leben. So nahm denn auch seine Poesie natürlich die Form an, welche die gangbaren Ansichten ihr boten. Von tieferem Auffassen der Kunst, von Streben nach schöner Form kann daher bei ihm keine Rede sein, so wenig als von Unterscheiden poetischer und prosaischer Stoffe, also überhaupt von keiner innern Entwicklung eines Dichterlebens. Was sich dem Reime fügen wollte, hat er gereimt, wenn er dessen Kenntniß erbaulich, belehrend oder ergötzlich fand. Und Niemand hat es ihm verargt unter seinen Zeitgenossen, da noch lange keine Ahndung von Kunstcritik, außer in so weit sie an Aeußerlichkeiten klebte, erwacht war. Fordern wir also keine Unmöglichkeit, begehren wir keinen Dichter im modernen Sinne des Wortes, und

---

*) Ranisch S. 28.

wie er seine Vorreden an den gutherzigen Leser gerichtet, so nehmen auch wir seine Gaben gutherzig hin, und überlassen es dem freien Spiele der Phantasie, hinzu zu denken, was aus ihm geworden wäre, wenn er dritthalbhundert Jahre später das Licht der Welt erblickt hätte.

Weßhalb nun aber seine Biographie, wenn sich nichts für den Entwicklungsgang unsres Dichters daraus entnehmen läßt? Nicht bloß deßhalb, weil uns das leibliche Dasein unseres Landsmanns, der in dieser Stadt unter unsern Vorfahren wandelte, keineswegs gleichgültig ist; sondern weil sich aus seinem Leben im Zusammenhalt mit seinem Wirken klar herausstellt, wie unendlich er über seinem äußern Beruf und über allen denen, welche in neuerer Zeit als nürnberger Volksdichter sich hervorgethan, den beliebten Grübel nicht ausgenommen, erhaben steht; denn diese sind insgesammt gutmüthige nürnberger Bürger mit etwas mehr oder minder Witz und heitrem Sinn ausgestattet, und urtheilen über die Welt aus dem beschränkten Gesichtspunkte bürgerlichen Gewerbes; aber Sachs ist ein Dichter des gemeinsamen deutschen Vaterlandes, ein Vorkämpfer der neuen Ideen, ein Mann voll Wissen, Weisheit, Einsicht, Ueberblick auf alle Weltverhältnisse, und steht auf der Höhe der Zeit ohne Nebenbuhler.

Und es war eine große Zeit; wer möchte ihre Kinder nicht beneiden, so wenig man in Deutschland noch im allgemeinen von Poesie verstand? Italien freilich hatte längst schon seinen Dante, Boccaccio und Petrarca gehabt, da die noch glimmenden Funken alter Bildung in diesem gesegneten Lande sich leicht zur Flamme anfachen ließen. Und doch war auch Deutschland reich an großen Namen,

wenn auch nicht im Gebiete deutscher Dichtung, doch in dem der Wissenschaft. Aber das Verdienst der mancherlei Verbreiter von Licht und Wahrheit ist nicht das Schönste und Höchste an jener Zeit im Vaterlande. Daß das Volk aus seiner Dumpfheit erwacht und für das gebotene Licht empfänglich war, daß es mit Heißhunger die geistige Nahrung suchte, welche die Buchdruckerkunst ihm so wohlfeil bot; daß sich zum erstenmale eine öffentliche Meinung bildete und eine Lust über geistige Dinge nachzudenken; daß neben dem Wohlstand der Städte auch ein über das irdische Dasein hinaus gerichteter Sinn in der Menge rege wurde: das verleiht jener Zeit vor allem den Charakter der Großartigkeit und verräth ihre höhere Mission zur Verbesserung des gesammten geistigen Lebens. Einen schönen Anblick bot unser Vaterland unter der gut geordneten Regierung des edlen Maximilian, der untergehenden Sonne des Mittelalters, die ein Stündchen noch mit lieblichem Glanze strahlte. Aber nicht bloß die funkelnden Harnische der Ritter auf den Burgen beleuchtete sie, auch die goldnen Thurmknöpfe herrlicher Städte, die längst dalagen bereit für den Sämann der neuen Zeit als wohlgeackertes Fruchtland. Und in der Fülle blühenden Bürgerglücks prangte, eine Rose im Kranz, die erste Stadt Frankens, unser Nürnberg, ein Mittelpunkt des Welthandels voll Gewerbe und feiner Erfindsamkeit, voll hellblickender Bürger und sinniger Künstler. Gepriesen von allen Zeitgenossen, geliebt und aufgesucht von den Kaisern, begabt mit einer Menge Privilegien, regiert von wohlgesinnten, verständigen, ja hochgebildeten Geschlechtern, im regen Verkehr mit den ersten Städten Italiens, ragte es herrlich unter seinen Schwestern, eine

Pflegerin gemeinnütziger Anstalten, eine Beschützerin von Kunst und Wissenschaft, eine Weckerin behaglicher Munterkeit und fröhlichen Volkswitzes. Dieser große Stil an den Häusern, diese schönen breiten Straßen, diese Menge von Denkmälern der Bau-, Erzgießer-, Holzschneide-, Bildhauer- und Malerkunst, welche trotz der barbarischen Verwüstung neuerer Zeit dennoch übrig geblieben sind, zeugen laut von dieser Stadt vergangener Herrlichkeit. Darum sagt auch Luther gar schön in einer Zueignung an Lazarus Spengler: „Nürnberg leuchtet wahrlich in ganz Deutschland wie eine Sonne unter Mond und Sternen, und gar kräftiglich alle Städte beweget, was daselbst im Schwange geht."

Wer möchte es leugnen, daß die bedeutende Umgebung, daß das rege Leben Nürnbergs, wo Hans Sachs am 5. Nov. 1494 *) das Licht der Welt erblickte, auf den jugendlichen Geist unseres Dichters einen folgereichen Eindruck machte? Hebt doch auch Göthe den Einfluß hervor, welchen das vielbewegte Frankfurt auf die Belebung seines Geistes gehabt hat. Eine merkwürdige Aehnlichkeit zwischen den Geburtsorten beider Dichter, die ich schon vorhin als verwandte Geister zusammenstellte. Beides Reichsstädte von ziemlich gleicher Bevölkerung, beides blühende Handelsstädte, geeignet, schon die Seele der Knaben mit Bildern von dem großen Weltverkehre zu erfüllen und an eine Menge von Erscheinungen zu gewöhnen, welche dem Kleinstädter nie begegnen. Es ist ein Glück, in einer großen Stadt geboren

*) Die meisten Notizen über sein Leben sind in dem Schlußgedichte des fünften Bandes enthalten.

zu sein, besonders für einen lebhaften Geist, den in kleinlicher Umgebung schon als Knaben die lange Weile beschleicht. Aber wie weit gehen nun die häuslichen und bürgerlichen Verhältnisse beider Dichter auseinander! Wir haben es hier mit keinem Sohne des Glücks zu thun, den lächelnd die Göttin von der Geburt an auf den Armen geschaukelt, sondern mit dem Knaben (**II.** 4, 49′) eines — Schneiders, wenn auch eines sorgsamen Vaters, sonst hätte er ihn nicht mit sieben Jahren in die lateinische Schule geschickt (V. 479). Aufgezogen von seinen Aeltern in guten Sitten, Zucht und Ehre (IV. 1, 124′), lernte er in jener Schule allerdings eine Menge Dinge, die einen großen Namen haben durch die Lehre „der Präceptor auf der hohen Schul,"

So saßen auf der künsten Stul
Der Grammatika und Rhetorica
Der Loica und Musica,
Arithmetica, Astronomia,
Poetrey und Philosophia,
Da mein sinnreich Ingenium
Die Lehr mit hohem Fleiß annumb,
Da ich lehrt Griechisch und Latein
Artlich wol reden, war und rein
Rechnen lehrt ich auch mit verstandt,
Die außmessung mancherley Land,
Auch lehrt ich die Kunst der Gestirn
Der Menschen Geburt Judicirn,
Auch die erkentnuß der Natur
Auf Erden mancher Creatur
Im Lufft, Wasser, Fewer und Erden rc.

Inzwischen mag denn doch dieser Unterricht nicht von so besonderer Bedeutung gewesen sein, da er in seinem Lebenslauf (V. 413) ganz einfach sagt:

Darinn lernt ich Puerilia,
Grammatica und Musica *)
Nach schlechtem Brauch dieselben Zeit,
Solchs alls ist mir vergessen seit.

Auch ist ja hinlänglich bekannt, wie sehr die lateinischen Schulen nicht nur in Nürnberg, sondern überall, wo das entartete Mönchthum damit betraut war, daniederlagen. Wie hätte auch sonst der Rath nöthig gehabt, im Jahre 1526 das egydier Gymnasium durch Melanchthon völlig neu restauriren zu lassen? Solch eine Schule besuchte er bis nach vollendetem fünfzehnten Jahre (ebend.), und kam dann zwei Jahre in die Lehre zum Schuhmacherhandwerk; ein ehrendes Zeugniß für Aeltern und Lehrherren, ganz entgegen der Praxis unsrer Tage, wo die Aeltern nicht genug eilen können, ihre unreifen Knaben sogar in solche Geschäfte zu bringen, in denen sie einst als Genossen der höheren Stände ihre Berechtigung dazu doch auch durch höhere Bildung verrathen sollen; und wo die Lehrherren ihre Kunst mit solcher Gründlichkeit vortragen, daß zu deren Erlernung oft mehr als die doppelte Anzahl von Jahren erforderlich ist. Freilich sind auch Hans Sachsen die Früchte seines Schulunterrichts nicht auf die Dauer geblieben. Er hat ja alles das vergessen, wie wir gesehen haben, und sagt am Schlusse desselben Gedichts:

---

*) d. i. Kenntniß der alten Literatur.

Gott seij lob, der mir sandt herab
So miltiglich die Gottes gab,
Als einem ungelehrten Mann,
Der weder Latein noch Griechisch kan *),
Das mein Gedicht grün, blü und wachs
Und vil frücht bring, das wünscht Hans Sachs.

Aber so viel hat ihm doch ohne Zweifel die Schule genützt, daß er eine oberflächliche Kenntniß von den Schätzen der alten Literatur mit in sein Handwerk hinüber nahm, um sich bei ungenügender Kenntniß der Ursprachen mit Uebersetzungen fortzubilden. Dies geschah auch von ihm in so umfassender Ausdehnung, daß kein Geschichtschreiber, Philosoph oder Dichter des Alterthums ungelesen und unbenützt blieb. In der That ist seine Belesenheit staunenswerth, er ist kein ungelehrter Mann, für den er sich ausgibt; denn nicht bloß die gesammte Literatur der Griechen und Römer hat er inne, von Homer bis auf Boethius, sondern er kennt auch einen Theil der Kirchenväter, er kennt eine Menge Chroniken, er kennt die neuern Schriften der Italiener, namentlich Petrarca und Boccaz, die Volksbücher, so wie die Werke der deutschen Gelehrten, eines Reuchlin, Erasmus **), Agricola, Melanchthon, er führt die Quelle so vieler Geschichten, die Gesta Romanorum an, den Freidank, das Buch der kleinen Wahrheit, Ernst und Schimpf, das Narrenschiff, ja sogar den Alkoran.

*) Daß er französisch konnte, geht hervor aus I. 4, 282: In französischer Sprach ich fand ein Buch u. s. w.

**) Dessen Lob der Narrheit ist in eine Komödie gebracht (II, 2, 4.).

Zu dieser so ausgebreiteten Lectüre *), welche nahezu alle damals bekannten Schriften umfaßte, hat ohne Zweifel seinem wißbegierigen Geiste die Schule zwar keine Anleitung, doch die erste Anregung gegeben.

Brachte er also seinen Stoff aus allen Gegenden und Zeiten zusammen, wie denn seine Schriften für jeden Dichter eine unerschöpfliche Fundgrube von Sujets werden könnten, so hatte er zu Gestaltung desselben unmittelbare Gelegenheit durch seine Geburtsstadt. Denn in Nürnberg blühte nächst Mainz und Straßburg vor allen Städten der Meistergesang; und ein Leinweber Lienhardt Nunnenbeck (III. 1, 196. V. 414′) übernahm es, den jungen Menschen in der schönen Kunst zu unterrichten. So mit überreicher Bildung für seinen einfachen Stand ausgerüstet that er seinem Handwerk nach wandern von einer Straße zu der andern,

Erstlich gen Regnsburg und Passaw,
Gen Salzburg, Hall und gen Braunaw,
Gen Wels, München und gen Landshut,
Gen Oeting und Burgkhausen gut,
Gen Würtzburg und Francksurt darnach,
Gen Coblentz, Cölen und gen Ach,
Arbeit also das Handwerck mein
In Baijern, Francken und am Rein,
Fünf gantze Jar ich wandern thet
In dise und vil andere Stätt. (V. 413′.)

Die verständige Sitte der Wanderschaft, auf welcher der unerfahrene Bursche, wenn er hellen Kopf und festes

*) Einzeln aufgezählt werden die von ihm angeführten Schriften bei Nanisch S. 134—42.

Herz mit hinausnimmt, nicht nur an Geschicklichkeit in seinem Handwerk, sondern auch an Gewandtheit, Klugheit und Menschenkenntniß heranreift, war auch für Hans Sachs die Hochschule seines künftigen Dichterberufs. An den beiden Hauptströmen unsres Vaterlandes mit entgegengesetzten deutschen Stämmen bekannt geworden, hat er die Sitten und Gewohnheiten der Menschen auf dem unmittelbaren Schauplatze der Welt studirt, hat die verschiedenen Stände mit ihren Vorzügen und Schwächen kennen gelernt, hat namentlich mit den mancherlei fahrenden Leuten Bekanntschaft gemacht, die er in seinen Fastnachtsspielen und Schwänken so treffend schilderte. Von höherem Streben getrieben blieb er fern vom Zechen, Spielen und Buhlen, während insgemein jene Laster und Leidenschaften unter jungen Leuten sehr im Schwunge waren, und wollte lieber von diesen verschmäht sein, wenn es auch anfangs seinem bessern Selbst einen Kampf kostete mit den Trieben der Sinnlichkeit, wie er das schön darstellt in Form eines Traumes, in welchem ihm mahnend Philosophia erscheint (I. 3, 176), oder in jenem Kampfgespräch, in welchem Frau Wollust und Frau Ehr jede ihn auffordert, ihr Genosse zu werden (I. 3, 186′). Dagegen war er allein behafft

Mit hertzenlicher lieb und gunst
Zu Meistergsang der löblichn kunst....
Wo ich im Land hört Meistergsang,
Da lernet ich in schneller eil
Der Bar und Thön ein großen Theil. (V. 413′.)

Und so fing er denn selbst „mit Gottes hülff zu dichten an." Es war zu München im Jahre 1514; sein erstes Gedicht war ein Meistergesang, und darauf half er überall in

den Städten, wo er hinkam, „die Schul verwalten, thet darnach auch selber Schul halten," die erste zu Frankfurt. Ueber das, was ihm auf dieser Wanderschaft sonst begegnet, mich näher zu verbreiten, wäre für unsern Zweck zu weitläufig; dürfte auch schwer sicher zu stellen sein, da er mit poetischer Freiheit nicht selten reine Erdichtungen als eigene Erlebnisse vorträgt. Wer wollte z. B., um nur Weniges anzuführen, alle jene Visionen, die er im Traum und wachen Zustande gehabt zu haben vorgibt, für baare Münze nehmen? Und eben so betrachte ich es als poetische Einkleidung, wenn er sagt, er wäre zu Genua im kaiserlichen Heere gewesen (I. 4, 314), oder zu Inspruck Weidmann bei Kaiser Maximilian (I. 4, 295), oder zu Rom um Ablaß (II. 4, 85'). Ob er bis nach Wien gekommen ist, wie er an einer Stelle sagt (I. 4, 308'), ist mir ebenfalls sehr zweifelhaft, weil er an jener oben angegebenen entscheidenden Stelle seines Lebenslaufs schwerlich Wels als Endpunkt seiner Donaureise aufgeführt hätte, wenn er Wien gesehen. Auch Lübeck (I. 3, 214) und die Reise nach Leipzig durch den Thüringer Wald (I. 3, 189) scheint nur angeführt zu sein, um der erzählten Allegorie einen historischen Boden anzuweisen, obwohl freilich eine andere Begebenheit, die ihm angeblich zu Erfurt passirte, an sich nicht ohne alle Wahrscheinlichkeit ist (II. 4, 90). Als er zum erstenmal ausgezogen, erzählt er, habe er keinen Pfennig baar Geld mit sich getragen, meinend in einfältigen Sinnen, er werde schon durch sein Handwerk gewinnen, was er brauche. Da habe er sich denn Abends in Erfurt, wenn auch mit beklommenem Herzen, mit andern Gästen zu Tische gesetzt; als es aber an's Zahlen

ging, habe er gesagt, er sei hergekommen über Feld und habe seinen Beutel daheim vergessen. Nun habe der Wirth ihn sehr gescholten, und als Alles zu Bette ging, sei er gekommen mit seinem Knechte und habe einen Mühlsack gebracht. In den habe er ihn steigen lassen, den Sack über dem Kopf zugebunden und sich lachend entfernt. So habe er eine angstvolle Nacht im Sack zugebracht; am Morgen wünschte ihm der Wirth einen guten Tag,

Fragt ob ich sanfft geschlaffen hett,
Und ließ mich auß dem Sack allein,
Sprach: laß dir daß ein warnung sein,
Sitz fort nicht mehr zu den Nachtmaln,
Wo du die gar nicht hast zu zahln.
Ich namb mein Ehrtlich zog darvon. *)

Schon um der anwesenden Damen willen aber erkläre ich es nicht als poetische Fiction, wenn er uns berichtet, daß er während seiner Wanderzeit mehrmals verliebt war; einmal in München ein ganzes Jahr lang (I. 3, 233), so daß ihm sein Vater schrieb, er möchte eilends nach Nürnberg kommen. Das Mädchen war weder schön noch sanft, sondern trutziger Art, und trieb gegen ihn nicht viel Schmeichelwort; und doch war's ihm die Liebste, die er durch sein ganzes Leben gehabt. Ein andermal trug er stille Liebe gegen ein Mädchen, ohne es zu wissen, daß sie an einen Andern verlobt war (I. 3, 227). Aber die Liebe konnte

*) Minder harmlos ist die Geschichte mit dem Bettler, dem er in Sachsen seinen Mantel nahm IV. 3, 79. Außerdem werden noch angeführt Schwatz im Innthal IV. 3, 90'; Sft. Annenberg I. 3, 248; der Bopfinger Ipf I. 3, 211; der Schwarzwald I. 4, 293; Niederland I. 5, 398'.

sein Herz und Streben nicht ausfüllen, obwohl er sie recht gut kennt, und auch in späteren Jahren ihr Wesen von bloßer Sinnlichkeit genau unterscheidet (vergl. Der dreyer Buler unterscheyd I. 3, 226). Denn was zeigen diese Kampfgespräche und Allegorien anders an, als den innern Kampf zwischen Grundsätzen und Reizungen, Pflichten und Neigungen, höherem Drang und Wolleben? Und indem der Dichter immer den guten Genien zu folgen sich entschließt, zeigt er eben, wie sehr moralische Festigkeit und besserer Trieb bei ihm schon in der Jugend überwiegend war. Als er in seiner Kammer schwermüthig lag, daß er allein entbehren muß der Venus süße Gabe, indeß die übrigen Gesellen als Liebhaber „frölich sprungen an den Täntzen"

Mit schön gezierten grünen Kräntzen,

da erschienen ihm die neun Musen (I. 3, 239), wie ein andermal, da ihn des Lebens Ueberdruß befällt, Philosophia (I. 4, 295), stellen sich um ihn ganz zirkelrund und fordern ihn auf, unbekümmert um Venus Lieb sich ihrem Dienste zu weihen; dort sei nur Qual des Herzens, Laster und Schande; denn die Liebe sei toll, taub und gar blind,

Starck, daß sie all Ding überwind,
Von ir der Weysest wird gebunden
Und auch der Sterckest überwunden....

Darumb O Jüngling dich entzeuch
Der Lieb, gleich dem Fewer fleuch,
Und mach dich ir nit unterthenig,
Sie ist ein süß vergifftes Hönig....

Drumb spar dein Lieb biß in die Eh
Denn halt ein Lieb, und keine meh,

Dieselbig Lieb ist rein und ehrlich,
Vor Gott und vor dem menschen herrlich,
In mitler zeit dein Liebe richt
In unsern dienst auff die Gedicht....
Denn wird dein Nam mit unsern Gaben
Gedechtnuß wirdig aufferhaben
Durchauß im gantzen Teutschenland.

Welch eine veränderte Gesinnung im Vergleich zur Ritterpoesie! und zwar nicht erst im gereiften Manne, sondern schon im Jünglinge. Denn nicht hat er sich etwa nur in späterer verfälschter Erinnerung als Jüngling so gedacht, nein, wir haben von ihm ein Gedicht vom 7. April 1515, (I. 2, 118′) an dessen Schluß er selbst geschrieben:

Der Spruch der ist mein Erst Gedicht,
Den ich Sprüchweiß hab zugericht.

Es ist die bekannte rührende Erzählung aus Cento Novella von Lisabetha, die das Haupt ihres von ihren Brüdern ermordeten Geliebten in einem Blumentopf barg und das darüber gepflanzte Kraut mit ihren Thränen benetzte, und vor Leid starb, als man ihr den geliebten Topf nahm. Und was hat er nun für eine Moral daran geknüpft, der neunzehnjährige Jüngling!

So nemet diß Geschicht zu hertzen,
Wie lieb offt bringet grossen schmertzen,
Schad, schand und ander unglück.
Derhalben Frawen und Jungfrawen
Sollen sich mit Fleiß wol fürschawen,
Das solche Lieb sie nit betrieg
Und ihn im Hertzen angesieg,
Dardurch in als unglück zu steh,
Sonder sollen biß in die Eh

Sparen ihr Lieb, die ist mit Ehren,
Auß Ehlicher lieb thut sich mehren
Heyl und Gelück allhie auff Erd,
Ist bey Gott und den Menschen werd,
Auff daß Ehliche lieb auffwachß
In rechter trew, das wünscht Hans Sachß. *)

Ist es einem doch, als ob man mit kaltem Wasser begossen würde. Welch altkluges Geltendmachen einer durch und durch hausbacknen Ansicht von dem Wesen der Liebe. Du hoffest, des mächtigen Gottes Schwungfedern zu beschneiden und seines Bogens Sehne zu zerreißen, und ihn dennoch wieder zum Freunde zu haben, wenn es dir später einmal gefällig ist, den Verstoßenen herbeizurufen? Wie viel poetischer waren die Zeiten, in welchen Frau Minne noch als gewaltige Göttin herrschte und tapfere Männer für sie in Kampf und Noth gingen! jene Zeiten der Romantik des Herzens, in denen sich der Himmel der Liebe so rein wiederspiegelte! Es kann den Freund der Poesie zur Verzweiflung bringen, wenn er nach Erzählung der schönsten Geschichten des Mittelalters unsern Dichter immer wieder auf seine Lieblingsmoral zurückkommen sieht, daß man die Liebe bis zur Ehe sparen soll, daß man

Hie mercket, wie auß Frawen lieb
Offt unendlicher schad erwachß,
Vor der bhüt unß Gott, wünscht Hans Sachß. (I. 2, 109'.)
Derhalb sich jeder Weyser hüt,
Beschließ sein Seel, Hertz und Gemüt,
Daß ihm kein solch lieb darinn wachß,
Die ihn beschedig, spricht Hans Sachß. (I. 2, 116'.)

*) Vergl. I. 3, 230' aus demselben Jahr.

Allen Dichtern öffnet begeisternd die Liebe den Mund, und gerade dieser unser gepriesener Landsmann weiß echt spießbürgerlich von ihr nur dazu zu singen, um vor ihr zu warnen. Doch halt! seien wir nicht ungerecht, betrachten wir diese Eigenthümlichkeit von einer andern Seite. Das ganze Zeitalter war kein poetisches, sondern ein ächt prosaisches, durchdrungen, ohne es selbst noch zu wissen, von seinem Berufe, Lehre und Leben zu reformiren. Man mochte Geschichten romantischer Färbung wohl lesen, aber man wollte einen Nutzen daraus ziehen für sein eigenes Leben. Ein praktischer Geist durchdrang die Bürgerwelt. Man hatte längst aufgehört, mit den wichtigsten Verhältnissen des Lebens zu tändeln, man wollte Wahrheit und Sittlichkeit. Man sah auch, um bei gegebenem Falle stehen zu bleiben, zu welcher Gemeinheit die alte Minne geführt hatte; was Wunder, wenn man sie förmlich aus dem Leben verbannen wollte? Wer die Dichter dieser Zeiten rein nach poetischem Maße beurtheilen wollte, würde ihnen sehr unrecht thun. Man mochte keine Dichtkunst haben, wenn sie nicht neben dem Ergötzlichen das Nützliche böte, und das Jahrhundert hatte ein Recht dazu; denn andere Fragen beschäftigten die Menschen, von größerer Wichtigkeit, als daß man hätte achten wollen auf die Erzähler eitler Mähren, wenn sie obendrein die Sittlichkeit zu gefährden drohten. Es war ja ein Kampf um das Heiligste, Wichtigste, der leider bis zur Stunde noch nicht ausgekämpft ist. Und so wollen wir auch bei Hans Sachs ehren die sittliche Reinheit, die schon den Jüngling beseelte, ehren die Begeisterung für Poesie, die ihm Entschädigung bot für ein verschmähtes Weltleben, ehren das edle Streben, Zucht

und Frömmigkeit zu fördern durch seine Schriften, so viel als möglich ist.

Dieß war ja die Absicht aller Meistersänger, also auch Sachsens, ihres Hauptes, der an Fruchtbarkeit und Eifer alle übertroffen hat. Denn als er nach fünfjähriger Wanderschaft sich in seiner Vaterstadt 1519 als Schuhmachermeister niedergelassen und mit Kunigunda Creutzerin aus Wendelstein, der einzigen Tochter und Erbin ihrer Eltern, verheirathet hatte, fing er auch hier an, sich an der Schule zu betheiligen, und wurde bald ihr Oberhaupt. Wagenseil, der Hauptschriftsteller über den Meistergesang, berichtet, daß um 1558 in Nürnberg 250 Meistersänger gewesen sind; eine respectable Summe; bedenken Sie, das waren lauter Dichter, so gut oder schlecht sie sein mochten, sie hatten doch das Bestreben. Daß aber vor allen Hans Sachs in dieser Stadt den Meistergesang gehoben und das Interesse dafür belebt hat, unterliegt keinem Zweifel. Als er am 1. Jan. 1567 seine Schriften inventirte, so waren es nicht weniger als 16 Meistergesangbücher, die er geschrieben; darin waren 4275 Meistergesänge in 275 Meistertönen, darunter 13 Töne von ihm erfunden (V. 413'); diese hat er nie in Druck gegeben, sondern geschrieben „die singschul mit zu ziern und zu erhalten" (Vorr. z. **III.** Th.). Unter allen gedruckten Gedichten Hans Sachsens ist kein Meistergesang. Diese Tausende von Gedichten wüßte ich nirgends aufzutreiben. Auf hiesiger Stadtbibliothek befindet sich ein einziges solches Meistergesangbuch, welches angeblich, aber schwerlich, von Hans Sachs geschrieben ist.

Unser Dichter handelte gewissermassen mit prophetischem Geiste, daß er seine Meistergesänge im Dunkel der Schule

vergraben hat, damit sie vergänglich seien wie diese. Denn wäre er nichts weiter gewesen als Meistersänger, so hätte er mit dem Lobe, das ihm gleichzeitige Zunftgenossen spendeten, seinen Ruhm dahin. Aber eben damit, daß er nie dem Druck übergab, was er für die Schule gedichtet, hat er deutlich angedeutet, daß er den Hauptwerth seiner Dichtkunst in andern Gattungen suchte.

Mitten in die Zeit seiner kräftigen Jugend fiel Luthers Reformation. Die Hammerschläge, mit denen dieser gewaltige Mann seine Thaten an die Schloßkirche zu Wittenberg befestigte, wiederhallten durch ganz Deutschland. Wie ein Lauffeuer verbreiteten sich seine Schriften unter allem Volke und fanden in dem gesunden Gefühle des Mittelmannes den kräftigsten Anklang. So auch in Nürnberg, der Pulsader von Franken. Was halfen da wiederholte Gebote, die der Rath auf höhere Weisung einschärfen mußte, Luthers Schriften nicht nachzudrucken oder zu verkaufen; oder nicht von der Kanzel zu polemisiren; oder in der Fastenzeit nicht zu schlachten, ohne des Bürgermeisters Erlaubniß, noch Geflügel zu verkaufen, bei Gefängnißstrafe? Das Volk, die Augustinermönche Luthers Collegen, so wie die Pröbste der Hauptkirchen voran, mochten nichts mehr wissen von papistischer Weise, und schon im Jahre 1524 genossen am Gründonnerstag bei den Augustinern das Abendmahl unter beiderlei Gestalt 4000 Personen. Ein kirchlicher Gebrauch nach dem andern wurde abgestellt, und so die Verbesserungen geräuschlos wie in wenig Städten, ohne Bilderstürmerei und Fanatismus eingeführt. Hiezu trug außer dem nüchternen und verständigen Sinne der Bevölkerung auch vieles bei das kluge Benehmen des Rathes,

der durch weises Nachgeben gegen die Parthei des Fortschrittes die gute Sache förderte, ohne den kaiserlichen Mandaten offenen Ungehorsam entgegen zu setzen und die Gnade zu verlieren, deren eine blühende Stadt gar sehr bedurfte, um sich gegen die lüsternen Nachbarfürsten sicher zu stellen. Entschuldigend, als könne er nicht anders als nachgeben; bestimmt auftretend, wo er die Gewissensfreiheit wahren zu müssen meinte; als es galt, unter den ersten, die das evangelische Bekenntniß vor Kaiser und Reich festhielten, wußte der Rath die Angelegenheiten der Stadt so zu vertreten, daß Nürnberg sich des Ruhmes einer gebildeten und freisinnigen Stadt würdig zeigte. Wol mischten in die gute Sache sich auch unwürdige Menschen, die ohne sittlichen Werth, aber stolz auf ihr evangelisches Christenthum, Männer wie Wilibald Pirkheimer der Reformation abwendig machten. „Ich bekenn, sagt dieser in einem Briefe, daß ich anfänglich auch gut lutherisch gewest bin, denn wir hofften, die römisch Büberei, deßgleich der Mönch und Pfaffen Schalkheit, sollt gebessert werden, aber so man zusieht, hat sich die Sach also geändert, daß die evangelischen Buben jene Buben fromm machen." Wol wurde von Eiferern wie Osiander die Unduldsamkeit gegen alles Papistische übertrieben; aber dennoch blieb die Stadt im Ganzen in den Schranken weiser Mäßigung, und indem sich einerseits Luthers Lehre in ihr immer mehr festigte, fiel sie doch nie ab von ihrem Kaiser, und weigerte den Beitritt zum schmalkaldischen Bunde und allen weitern politischen Demonstrationen, nicht aus Feigheit, sondern aus gewohnter Anhänglichkeit an die alten Beschützer der Reichsstädte. Zwar hatte die Besiegung des schmalkaldischen Bundes und das gebo-

tene Interim, nach welchem außer der Ehe der Geistlichen, dem Kelch beim Abendmahle und einigen abgeschafften Feiertagen alle Gebräuche der catholischen Kirche bis auf weiteres wieder hergestellt werden sollten, auch auf Nürnberg einen drückenden Einfluß; aber durch die Festigkeit des Volks, die Energie der Geistlichen und das kluge Zögern des Rathes kam es hier nie ganz zur Ausführung, und der bald darauf erfolgte passauer Vertrag und augsburger Religionsfrieden sicherten endlich die in hiesiger Stadt ohne alles Blutvergießen durch ruhige Standhaftigkeit erworbenen Rechte *).

Mitten in dieser Bewegung saß Hans Sachs, ein einfacher Bürger, ruhig und klar die neue Lehre verkündend, von unberechenbarem Einfluß durch seine Schriften, nicht bloß auf seine Vaterstadt, sondern auf ganz Deutschland. Keine stürmische Natur wie Luther, obwol gleich entschieden, wirkte er ein langes Leben durch zahlreiche Schriften ernst wie satirisch zur Feststellung des evangelischen Glaubens, von dessen Wahrheit sein frommes Gemüth durchdrungen war. Der Ersten einer begrüßte er Luthers Auftreten in dem erst in diesem Jahr bei Gelegenheit von Luthers Todestag wieder abgedrucktem Gedichte: Die Wittembergisch Nachtigal, die man jetzt höret überal, welches, im Jahre 1523 verfaßt, sich schnell in ganz Deutschland verbreitete. Mit welchem Eifer er Luthers Sache ergriff, geht schon daraus hervor, daß er bereits 1522 sich 40

*) Vgl. über das alles: Die Reformationsgeschichte der Reichsstadt Nürnberg von Lochner, Nbg. 1845.

Schriften Luthers gesammelt hatte, welche er sich, Gott und seinem Wort zu Ehren, einbinden ließ *).

Jenes kräftige Gedicht beginnt (II. 1, 71'):

Wach auf, es nahend gen dem Tag,
Ich hör singen im grünen Hag
Ein wunnigkliche Nachtigal,
Ihr stimb durchklinget Berg und Thal,
Die Nacht neigt sich gen Occident,
Der Tag geht auff von Orient,
Die rotbrünstige Morgenröt
Her durch die trüben Wolcken geht,
Darauß die liechte Sonn thut plicken,
Des Mondes schein thut sich verdrücken,
Der ist jetzt worden bleich und finster
Der vor mit seinem falschen glinster
Die gantzen Herd Schaf hat geblend,
Das sie sich haben abgewend
Von ihrem Hirten und der Weyd,
Und haben sie verlassen beyd,
Sind gangen nach des Mondes schein
In die Wildnuß den Holtzweg ein,
Haben gehört des Löwen stimb,
Und sind auch nachgefolget ihm,
Der sie geführet hat mit Liste
Gantz weit abwegs tieff in die Wüste zc.

Dort hat sie nun der Löwe mit Wölfen und andern wilden Thieren zerrissen. Nun aber „so die Nachtigal so hell singet und deß Tages Gelenz herdringet", haben die Schafe erkannt, in welcher Gefahr sie sind. Darum lauert nun der grimmige Löwe Tag und Nacht auf die Nachtigal;

*) Ranisch S. 65. Anm.

Aber ihr kan er nit ergreiffen,
Im Hag kan sie sich wol verschleiffen
Und singet frölich für und für.

Alles Gezücht des Waldes schreit wider sie;

Aber ihr heulen ist alls fehl,
Die Nachtigal singt ihn zu hell,
Und thut sie all ernider legen.

Was singet nun die Nachtigal Neues? Sie verkündet des Tages Wonne, daß viele der Schafe aus der Wildniß zu ihrer Weide und ihrem milden Hirten zurückkehren und etliche auch ihrerseits den Tag verkündigen. Und diese Nachtigal ist der Augustiner Dr. Martin Luther, der Mondschein ist die Menschenlehre, der Löwe der Papst, die Wüste der jetzige Gottesdienst,

Mit Mönnich, Nonnen, Pfaffen werden,
Mit Kutten tragen, Kopf bescheren,
Tag unde Nacht in Kirchen plerren,
Metten, Prim, Tertz, Vesper, Complet,
Mit wachen, fasten, langen Bett,
Mit Gertenhawen, Creutzweiß ligen,
Mit knien, neigen, bucken, biegen,
Mit Glockenleuten, Orgelschlagen,
Mit Heylthumm, Kertzen, Fannentragen,
Mit räuchern und mit Glockentauffen,
Mit Lampenschüren, gnad verkauffen,
Mit Kirchen, wachs, saltz, wasserweyhen,
Und deßgeleichen auch die Leyhen
Mit Opffern und den Liechtlein brennen,
Mit Walfart und den Heyling denen,
Den Abend fasten, den Tag feyern,
Und beychten nach der alten Leyern,
Mit Brüderschafft und Rosenkrentzen,

Mit Ablaßlesen, Kirchenschwentzen,
Mit Pacem küssen, Heÿlthumb schawen,
Mit Meßstifften und Kirchenbawen,
Mit grossem Kost die Altar zieren,
Taffel auff die Welschen monieren,
Sammate Meßgwand, Kellich gülden,
Mit Monstrantzen und silbern Bilden,
In Klöster schaffen Rendt und Zinst,
Diß alls heist der Bapst Gottesdienst,
Spricht: man verdient damit den Himel
Und löst mit ab der Sünden schimel,
Ist doch alls in der Schrift ungründ,
Eÿtel Geticht und Menschenfünd,
Darinn Gott kein gefallen hat *).

Dazu hat der Papst eine Menge andrer Gebote ausgehen lassen, deren keines Gott geboten, und hält darauf sammt Bischöfen, Prälaten und Geistlichen. Warum wol?

Und wenn mans beÿ dem Liecht besicht
Ist es alls auff das Gelt gericht.

Nun kommt ein langes Register von Gelegenheiten, bei denen die Schafe geschoren und gemolken werden, unter denen leider auch in der protestantischen Kirche viele wegen des außerdem zu geringen Einkommens der Geistlichen, trotz ihrer eignen Bereitwilligkeit bei passender Vergütung, noch nicht haben abgestellt werden können. Aus diesem großen Verzeichniß nur Eine Stelle:

Auch kommen Stationirer,
Anthonier, Valentiner,
Die sagen vil erlogner Wort,
Das seÿ geschehen hie und dort,

*) Vgl. auch I. 1, 69.

Bestreichen Frawen unde Mann
Mit eim vergülten Eselszan,
Und erschinden auch Geltes krafft,
Schreiben Leut in ihr Brüderschafft,
Holen die Zinß alljärlich Jar,
Darnach kommt ein ersame schar,
Heist man zu teutsch die Romanisten,
Mit grossen Ablas, Bullen, Kisten,
Richten auff rote Creutz und Fannen
Und schreijen zu Frawen und Mannen:
Legt ein, gebt ewer hülff und stewer
Und löst die Seel aus dem Fegfewer.
Bald der gülden im Kasten klinget,
Die Seel sich auff gen Himel schwinget *).

Dazu kommen dann die

Mönnich, Nonnen, der faul hauffen,
Die ihre gute Werck verkauffen
Umb gelt, käß, eijer, liecht und schmaltz,
Umb Hüner, Fleisch, Wein, Koren, saltz,
Damit sie in dem vollen leben
Und samlen auch groß schätz darneben.

Gegen all diesen Mißbrauch ist nun Dr. Martin aufgetreten, ruft Gottes Wort, die heilig Schrift, aus, und hat in vier Jahren bei hundert Stücke drucken lassen in deutscher Sprach, das man versteh was er thu lehren; und nun setzt der Dichter in klaren Worten Luthers positive Lehre auseinander, und fährt dann fort:

Diß ist die Lehr kurtz in der Summ,
Die Luther hat an Tag gebracht,
Deß ist Leo der Babst erwacht,

*) Tetzel hatte auch in Nürnberg seinen Ablaß ausgeboten.

Und schmecket gar bald disen Braten,
Förcht, ihm entgiengen die Annaten ꝛc.

Darum hat er und seine Anhänger dieses und jenes wider ihn unternommen. Er erzählt dann den Widerstand, den Luther seither gefunden. Unter den Widersachern sind auch die Mönche, die ihn in der Predigt angreifen und verleumden, wo sie bei ihren Nonnen sitzen; und die Frösche, welche quaken in ihren Höhlen,

Bedeuten etlich hohe Schulen,
Die auch wider Lutherum plerren,

und viele Laien verfluchen ihn:

Was will der Mönnich newes lehren
Und die gantz Christenheit verkehren?

* * *

Denkt nit, es sein vor Leut gewesen,
Die auch haben die Schrifft gelesen,
Unser Eltern, die vor uns waren,
Sind ja auch nit gewesen Narren.

* * *

Sollten die alle han geirret
Und uns mit sampt ihn han verwirret,
Das wöll Gott nit, das will ich treiben,
Und in meim alten Glauben bleiben,
Luther schreibt seltzam Abenthewer,
Man solt ihn werffen in ein Fewer,
Ihn und all sein Anhang vertreiben.
Diß hört man vil von alten Weiben,
Von Zöpff-Nonnen und alten Mannen.

* * *

Doch hilfft alls Widerbellen nicht,
Die Warheit ist kommen ans liecht

Deßhalb die Christen wider kehren
Zu den Evangelischen Lehren,
Unseres Hirten Jesu Christ,
Der unser aller Löser ist.

Und wenn auch etliche weltliche Fürsten mit den Bischöffen gemeinsame Sache machen und ihnen auch „ein Lied von Fewer singen", oder wie er an einer andern Stelle sagt, wenn auch der Obrigkeit Tyrannei Gottes Wort Ketzerei schilt, und „der Geistlichen Lüge verfechten hilft" (I. 1, 67'), so sollen sie sich doch durch keine Tyrannei abtreiben lassen und bei dem Worte Gottes bleiben, eher verlassen Leib und Gut; es wird noch schreien Abels Blut über Cain am jüngsten Tag.

Darumb ir Christen wo ir seit,
Kehrt wider auß deß Bapstes Wüste,
Zu unsrem Hirten Jesu Christe,
Derselbig ist ein guter Hirt,
Hat sein Lieb mit dem Tod probiert,
Durch den wir alle sint erlost,
Der ist unser einiger trost,
Und unser einige Hoffnung,
Gerechtigkeit und seligung,
All die glauben in seinen Namen,
Wer das begert, der spreche Amen.

So schließt Hans Sachs dieses merkwürdige Gedicht, das ich Ihnen absichtlich etwas weitläufiger analysirt habe, weil es ihn zuerst in weitern Kreisen berühmt gemacht, weil es die Stellung zur Reformation am klarsten hervorhebt, welche er einnahm, als noch sehr wenige schriftlich Luthers Partei ergriffen, weil es endlich recht frisch in le-

bendiger Ueberzeugung von der Berechtigung der neuen Lehre niedergeschrieben ist. Nothwendig zog es dem Dichter viele Anfeindung von der Gegenpartei zu, deren gelehrtere Anhänger namentlich es dem Schuster nicht verzeihen konnten, daß er sich in so subtile Streitigkeiten gemischt habe. Als er daher gleich im nächsten Jahre in der damals beliebten lucianischen Manier 7 Dialoge in Prosa über Verhältnisse der neuen kirchlichen Bewegungen herausgab, von denen leider nur 4 seinem Biographen Ranisch, und seither keiner mehr, bekannt geworden (in seinen Werken stehen sie nicht), vertheidigt er sich gleich im ersten *) gegen den seinem Stand gemachten Vorwurf. „Es thut euch and, sagt er unter andrem, das euch der schuster das rott piret geschmächt hat, laßt euchs nicht wundern, wann im alten Gesetz hat gott die Hyrtten sein wort laßen verkünden, also auch yez müssen (euch phariseyer) die schuster lernen, ja es werden ewch noch die steyn in die oren schreyen." Aber trotz seinem Eifer für die Reformation ist er keineswegs blind gegen die sittlichen Mängel vieler ihrer Apostel, und wie wir oben Pirkheimern haben klagen hören, so weiß Hans Sachs die evangelischen Christen recht wohl von den lutherischen zu unterscheiden **); er ist in des Christenthums Kern gedrungen und insoferne seinem großen Landsmann überlegen, als er durch den Anblick

*) Disputation zwischen einen Chorherren und Schuhmacher, darinn das Wort Gottes und ein recht Christlich Wesen verfochten würt.

**) Eyn gespreche eines Evangelischen Christen mit einem Lutherischen, darin der Ergerlich Wandel etlicher, die sich Lutherisch nennen, angezaigt und brüderlich gestrafft wirt.

schlechter Werkzeuge sein Urtheil über die Nützlichkeit und Nothwendigkeit des Werkes selbst sich nicht trüben läßt. Zog er sich doch im Jahre 1527 durch die poetischen Unterschriften, die er zu den im Carthäuserkloster und der Rathsbibliothek aufgefundenen alten Gemälden machte, welche prophetisch den Untergang des Pabstthums darstellen sollten, und die Osiander mit Erklärungen herausgab, den seltsamen Rathsbeschluß zu, „er solle seines Handwercks und Schuhmachens warten, sich auch enthalten, einig Büchlein oder Reimen hinfüro ausgehen zu lassen.“

Allein die evangelische Sache trug in Nürnberg selbst in Kurzem den vollständigsten Sieg davon. Der Rath beschickte schon im Jahre 1529 den Reichstag zu Speier und schloß sich der dortigen Protestation an, und wer weiß nicht, daß Nürnberg auf dem Reichstag zu Augsburg als erste Reichsstadt das Bekenntniß unterzeichnet hat? Aber sein ganzes langes Leben hindurch hat unser Dichter die Sache des Evangeliums nicht aus dem Gesichte verloren, sondern strafend oder spottend, ernst oder scherzend, erhebend oder belehrend für dieselbe sich wirksam erwiesen, und noch an seinem Abende, da im Wesentlichen alles festgestellt war, in herzlicher Freude auf die Gegenwart geblickt, welche so viele schreiende Mißbräuche abgestellt sah. Wenn er (1539) Nachts nachsinnt, wie die ganze Nation jetzt so voll Irrthum, Rotten und Secten steckt, so führt ihn im Traume ein Genius in einen Tempel und zeigt ihm ein Weib in schneeweißem Gewand, sitzend auf einem Throne, mit einem offnen großen Buch; wenige hingen ihr an, aber viele geistliche Prälaten zogen sie umher und mißhandelten sie: es war die gemartert Theologia (I. 1, 59); und in der Nacht

des Charfreitags (1540), als ihn die Andacht treibt in der Kirche zu bleiben, hört er das Evangelium klagen:

O daß ich Flügel hett,
Daß ich von Menschen schnöd
In ein wüste Einöd
Mich lüfftig möchte schwingen. (I. 1, 60.)

Mit den Worten werde es zwar bekannt, aber im Leben gingen sie mit verkehrtem Sinn

Also gantz sicher hin
Samb sey die Hell verdorben,
Der Teuffel lengst gestorben.

*　*　*

Habn mich nur angenommen
So weit ich in thet frommen
Zu irem eygnen nutz.

So werde es aufgenommen von Freunden; und nachdem es nun auch seine Feinde durchgegangen, fährt es fort:

Also wird ich umbtriben
Von dreyerley Parthey,
Ich sey gleich wo ich sey.
Erstlich von den Maul Christen,
Darnach von Romanisten,
Und den Religiosen,
Sind eines Tuchs drey Hosen,
Der ich nicht ziehen kan;
Allein hecht mir noch an
Ein armes Häuflein klein,
Die war recht Christlich Gmein,
Die mir gantz ist ergeben
In Worten, Werck und Leben.

Fürwahr eine merkwürdige Gegenüberstellung der Parteien, die sich in unsern, den Zuständen zur Zeit der Reformation

in mancher Beziehung ähnlichen Tagen wiederholt, wenn wir die Maulchristen als die Indifferenten, die Romanisten als die Ultramontanen, die Religiosen als die orthodoxen Eiferer der Protestanten, das kleine Häuflein christlicher Gemeine aber als diejenigen bezeichnen, welche unbekümmert um theologisches Schulgezänk thatsächlich im christlichen Leben verharren. Dieß ist denn auch der Standpunkt des Dichters; der Schwärmerei ist er abhold (I. 1, 55), in welche an vielen Orten der Protestantismus, wie bekannt ist, ausartete; die Früchte will er sehen vom göttlichen Wort; Seele, Herz und Mark soll es entflammen; dem Saamen gleich soll es Früchte bringen, der auf gutes Erdreich fiel, nicht an Weg, Fels und Dornen. So schrieb er 1540, als die evangelische Lehre zwar bereits weit ausgebreitet war, aber im Leben sich noch wenig Unterschied vom Papismus zeigen wollte. Obwol er nun auch die Lehre festhält, namentlich auch die von der Rechtfertigung, als die Hauptlehre der Protestanten, und an vielen Stellen klar auseinandersetzt, (z. B. I. 1, 68′), so weiß er doch, daß mit der Theorie noch nicht alles gethan ist. Gleichwol bleibt bei allen Mängeln der Reformation in ihrer Durchführung das wiedergewonnene reine Evangelium seines Herzens innigste Freude, und wie er Luthern als Jüngling jubelnd begrüßte, so betrauert er als reifer Mann dessen Scheiden von seiner verwaisten Gemeinde in einem besondern schönen Gedichte. Ich kann nicht umhin, dieses Gedicht vollständig mitzutheilen wenigstens im Todesjahre Luthers, da sich mir am Todestage keine Gelegenheit bot (I. 1, 69′).

Ein Epitaphium oder klagred, ob der Leich Doctor Martini Lutheri.

Als man zählt fünffzehen hunder Jar
Und sechs und viertzig, gleich als war
Der sibenzehend im Hornung
Schwermütigkeit mein hertz durchdrung
Und west doch selb nicht was mir was,
Gleich trawrig auff mir selber saß,
Legt mich in den gedancken tieff,
Und gleich in unmuth groß entschlieff,
Mich daucht ich wer in einem Tempel,
Erbawt nach Sechsischem Exempel,
Der war mit Kertzen hell beleucht,
Mit edlem reuchwerck wol durchreucht,
Mitten da stund bedecket gar
Mit schwartzem Tuch ein Todten par,
Ob diser Par da hing ein Schild,
Darinnen ein Rosen war gebild,
Mitten dardurch so gieng ein Creutz *),
Ich dacht mir, ach Gott was bedeuts,
Erseufftzet darob trawrigkleich,
Gedacht, wie wenn die Todten Leich
Doctor Martinus Luther wer,
Indem tratt auß dem Chor daher
Ein Weib in schneweissem Gewand,
Theologia hoch genandt,
Sie stund hin zu der Todtenpar,
Sie wand ihr Händ, und raufft ihr Har,
Gar kläglich mit wäinen durchbrach,
Mit seufftzen sie anfieng und sprach:

---

*) Luthers Siegel.

Ach das es müß erbarmen Gott,
Ligst du den jetzt hie und bist todt,
O du trewer und küner Heldt,
Von Gott dem HErren selb erwelt,
Für mich so Ritterlich zukempffen,
Mit Gottes wort mein Feind zudempffen,
Mit disputirn, schreibn und predigen,
Darmit du mich denn thetst erledigen
Aus großer trübsal und gezwengknuß
Meiner Babÿlonischen gfengknuß,
Darinn ich lag so lange zeit,
Biß schier in die vergessenheit,
Von mein Feinden in hertzenleÿd,
Von den mir mein schneeweisses kleÿd
Vermaÿligt wurd, schwartz und besudelt,
Zerrissen und scheutzlich zerhudelt,
Die mich auch hin und wider zogen,
Zerkrüppelten, krümbten und bogen,
Ich wurd geradprecht, zwickt und zwagt,
Verwundt, gemartert und geplagt,
Durch ihr Gottlose Menschen Lehr,
Das man mich kaum kund kennen mehr,
Ich galt endlich gar nichts bei ihn,
Biß ich durch dich erledigt bin
Du thewrer Held, aus Gottes gnaden,
Da du mich waschen thetst und baden,
Und mir wider reinigst mein wath,
Von ihren lügen und unflat,
Mich thetst du auch heÿlen und salben,
Das ich gesund steh allenthalben,
Gantz hell und rein, wie im anfang,
Darinn hast dich bemühet lang
Mit schwerer Arbeit hart geplagt,

Dein Leben offt darob gewagt,
Weil Bapst, Bischof, König und Fürsten
Gar sehr nach deinem Blut was dürsten,
Dir hinderdückisch nachgestelt,
Noch bist du als ein Gottes Held
Bliben warhafft, treu und bestendig,
Durch kein gefahr worden abwendig
Von wegen Gottes und auch mein,
Wer wirdt nun mein verfechter sein,
Weil du genommen hast dein end,
Wie wirdt ich werden so elend,
Verlassen in der Feinde mit.
Ich sprach zu ihr: O fürcht dir nit
Du heylige, sey wolgemut,
Gott hat dich selbs in seiner hut,
Der dir hat überflüssig geben
Vil treflich Männer, so noch leben,
Die werden dich handhaben fein,
Sampt der gantz Christlichen Gemein,
Der du bist worden klar bekand
Schier durchaus in gantz Deutschem land,
Die all werden dich nit verlassen,
Dich rein behalten aller massen,
Ohn Menschen lehr, wie du jetzt bist,
Darwider hilfft kein gwalt noch list,
Dich sollen die Pforten der Hellen
Nicht überweltigen noch fellen,
Darumb so laß dein trawren sein,
Das Doctor Martinus allein
Als ein überwinder und siger,
Ein recht Apostolischer Krieger
Den seinen kampff hie hat verbracht,
Und brochen deiner Feinde macht,

Und jetzt aus aller angst und noth
Durch den mild barmhertzigen Gott,
Gefordert zu ewiger rhu,
Da helff uns Christus allen zu
Da ewig frewd uns afferwachs
Nach dem Elend, das wünscht Hans Sachs.

Der Trost, den im angeführten Gedichte der Dichter der Theologie gibt, war ganz richtig; als der Baum gewachsen war, brauchte er nicht weiter den Stab des Gärtners, und so machte Luthers Tod im Fortgang des Protestantismus keine Störung; das Evangelium bahnte sich ferner seinen Weg durch das Vernunft- und Schriftmäßige der Lehre wie durch den Schutz des Schwertes seiner Bekenner; der augsburger Religionsfriede ward geschlossen, und unser Dichter blickt mit Wohlgefallen auf die siegreiche gute Sache, wenn er über die Paffenehe, die Ohrenbeichte, die Wallfahrten, die Heiligenverehrung Geschichten erzählt und Betrachtungen anstellt (IV. 1, 113—116'), oder in Schwänken die frühern Betrügereien mit Reliquien, oder die jetzige Armuth der Mönche schildert. Die Geschichte mit der Feder aus dem Flügel des Engels Gabriel, welche dieser bei Mariä Verkündigung zu Nazareth verlor, und die durch den schlauen Diebstahl einiger lustiger Brüder und die Geistesgegenwart des Stationirers zu einer der Kohlen geworden war, darauf man den heil. Laurentius zu Rom gebraten hat, schließt er, als hätte er eine Vorahnung von menschlicher Leichtgläubigkeit noch im neunzehnten Jahrhundert gehabt, mit folgenden Worten:

Das Sprichwort wird erfüllt gemein,
Die Welt die will betrogen sein,

Das sich Gott lob doch hat verkehrt,
Weil man das rein Wort Gottes lehrt,
Sperrt jederman den Beutel zu,
Hat man nun vor dem Geschwürm rhu,
Gott geb, das nimmermehr auffwachs
Solch Affenspiel, das wünscht Hans Sachs. (II. 4, 74'.)

Der Ketzermeister kann von dem einfältigen Manne Simon Wirth trotz allem Banne, welchen er über ihn verhängt, kein Geld erpressen, und dieser antwortet auf die Aufforderung, ihm nie wieder vor sein Angesicht zu kommen:

Herr, ir dürfft mirs verbieten nicht,
Ich wer vor liebr daheim gewesen,
Het darfür in der Bibl gelesen,
Ich mag es auff mein Aijd wohl jehen,
Das ich nit vil guts hab gesehen
Im Closter, denn vil gleijßnereij,
Vil Gebets, weng andacht darbeij,
Darmit habt ihr all Welt beschissen,
Alde ich scheijd dahin mit wissen.

Darauf beschließt der Inquisitor das Stück mit ernster Bedenklichkeit:

Schaw mein Custor wie gar verrucht,
Verstockt, verbannet und verflucht
Ist jetz der Laij und gmeine Mann,
Förcht weder uns noch unsern Bann,
Wiewol wir uns haben zu vil
Offt lassen sehen in das spil,
Unser betrug ist worden laut,
Derhalb der Laij uns nicht mehr traut,
Und streinet stets umb in der Bibel,
Unser Haus hat ein bösen gibel,
Uns ist gewichen der grundstein,

Förcht nur, es fall einmal gar ein,
Wiewol wir es stets unterbültzen,
Vorm garn Fischen und fürhültzen,
Doch ist unser Hauß gar vol schwachs,
Es senckt sich zum fall, spricht Hans Sachs. (III. 3, 58'.)

Ja es hat sich längst zum Falle gesenkt, von Schrift, Vernunft, Wissenschaft und Volksgeist unterwühlt, und doch steht es heute fester als vor 300 Jahren, da der Dichter diese Prophezeihung in schlichtem Verstande niederschrieb; nur genaue Beobachter wollen bemerkt haben, daß von einem Windstoß aus Nordost seine Mauern einen neuen schwer auszubessernden Riß erhalten haben. Denn auch jetzt hat wieder Mancher Gelegenheit auf die Drohung: „So mußt du in den schweren Bann" mit dem von Hans Sachs mit Vorliebe angebrachten Volkswitz zu antworten: «So wil ich in die erbes gahn», ein Witz, der vermuthlich in dem Wortspiel von Bann und Bohnen seinen Grund hat *) und spottende Verachtung dieser geistlichen Drohung zu erkennen gibt.

Der Bann ist vorlengst gestorben
Darmit ich Bawren bracht zum Paren,

klagt ein armer Caplan (II. 4, 1),

Jetzt muß ich erst fasten und sparen.

Ehemals gaben ihm dieselben viel Presents,

Da aß ich Hünner, Vögl und Gänns,
Gesotten, pachen und Bratvisch,

*) Diese Ableitung geht u. a. daraus hervor, daß in obenangeführtem Stück die vollständige Antwort lautet:

So wil ich in die erbes gahn,
Auff das ich nit dürff Bonen essen.

Tranck Wein und Bier an meinem Tisch,
Jetzt iß ich Brey, muß Wasser sauffen,
Das macht der Luther und sein hauffen,
Ich wolt er hett Sanct Urbans plag.

Und unter den fünf armen Wanderern ist auch der Bettelmönch (II. 4, 3'), den heißen die Bäurinnen beim Terminiren einen faulen Schlüffel,

Ich soll arbeyten, sie mich plagen,
Und thun mir stets vom Luther sagen,

die Bauern drohen ihn hinauszuwerfen,

Und wern die alten Mütterlein nicht,
Ich würd noch übler außgericht.

Ich könnte diese Beispiele noch mit vielen andern vermehren, aber Sie werden schon aus den angeführten schließen können, wie viel unser Dichter durch Scherz und Humor die Reformation gefördert hat, eine scharfe Waffe, die ihm im reichsten Maße zu Gebote stand.

Und wenn wir ihn dann wieder in ernster Hingebung an das göttliche Wort betrachten, wie er in geistlichen Schauspielen, Erzählungen, Evangelien und Figuren *) fast alle Geschichten der Bibel alten und neuen Testaments, welche ja der Mehrzahl des Volkes zum großen Theil neu waren, nahe geführt, wie er diese im Sinne der Reformation durch Erklärung gedeutet, wie er an weltliche Erzählung allenthalben geistliche Ermahnung geknüpft, wie er als Greis den ganzen Psalter, das Buch Jesus Sirach,

*) Unter Figur versteht man bekanntlich eine Begebenheit der vorchristlichen Zeit aufgefaßt als Vor- und Sinnbild der christlichen Lehre und Kirche.

die Sprüche und den Prediger Salomonis (V.) in Verse gebracht und jeden einzelnen Abschnitt durch eine christliche und sittliche Nutzanwendung erläutert hat: so können wir nicht umhin, ihn unter die eifrigsten und wirksamsten Förderer neuerwachten religiösen Lebens dankbar gegen Gott zu setzen, der neben den Gelehrten einen Mann aus des Volkes Mitte als frommen und beharrlichen Kämpfer sich ausersehen, welcher in eindringlicher, gemüthlicher, allgemein verständlicher Weise zum Herzen sprach, und Mäßigung genug besaß, um über dem Krieg den Frieden nicht zu vergessen, weil wir doch sollen allgemein des Glaubens halber Brüder sein (I. 2, 105′).

Reden wir endlich noch einige Worte von Hans Sachsens geistlichen Liedern, um mit ihnen die Betrachtung dieser Seite seiner Wirksamkeit zu beschließen. Daß schon im vierten Jahrhundert in der christlichen Kirche geistliche Lieder zum Theil von hohem poetischen Werth in lateinischer Sprache vorhanden waren; daß an diese seit dem achten sich deutsche anschlossen, welche in Kirchen, wie auf Wallfahrten und zu häuslicher Andacht gesungen wurden; daß mit denselben die Geistlichen sich bemühten, die weltlichen, nicht eben Christenthum und Sittlichkeit fördernden Lieder zu verdrängen, ja daß viele Volkslieder in dieser Absicht in geistliche umgedichtet und also geistlich parodirt wurden, um in alter Melodie mit verändertem Texte fortgesungen zu werden, ist allgemein bekannt. Und gleichwol ist die Reformation in der Geschichte des Kirchenliedes dergestalt Epoche machend, daß es nach ihr und durch sie erst zur Blüthe kam. Als Luther den Gesang der Gemeinde zum wesentlichen Stück des Gottesdienstes umschuf und der-

selben, zum Heil oder auch nicht, ihn als den einzigen thätigen Ausdruck ihrer Andacht übrig ließ, waren es nur wenige Lieder, die er unverändert aus der alten Kirche aufnehmen konnte, weil die meisten auf reliösen Ansichten beruhten, welche man aufgegeben hatte. Er selbst mußte mit seinen kräftigen Kernliedern vorausgehen und andern begabten Männern ein Beispiel geben. Und in der Reihe dieser Arbeiter treffen wir denn wiederum unsern Dichter, welcher theils weltliche Lieder in geistliche, theils katholische in protestantische umschuf, theils neue dichtete *).

Ist auch in diesen Liedern nicht Luther's Gewalt, (welcher Mitstreiter mochte ihn erreichen!), so legen sie doch Zeugniß ab vom frommen Feuer seines Gemüthes, so dringen sie doch zu Herzen, so zeichnen sie sich doch aus durch reinen, edlen Ausdruck, und ragen theilweise weit hervor über die Versuche anderer Zeitgenossen; denn in keiner Gattung deutscher Poesie ist das nährende Korn so sehr mit Spreu gemischt als im Kirchenliede. (Wackern. Nr. 240.)

Wach auf, meins hertzen schöne,
Du christenliche Schar,
Und hör das süß gethöne,
das rayn wort Gottes klar
Das yetzt so lieplich klinget,
es leucht recht als der helle tag
durch Gottes güt her dringet.

(V. 8.) Selig sey tag und stunde
Darinn das Göttlich wort

*) Vergl. Das deutsche Kirchenlied von Dr. K. E. P. Wackernagel Nr. 238—259.

Dir widerumb ist kunde,
Der selen höchster hort.
Nichts liebers soll dir werden,
kein Engel noch kein Creatur
Im Hymel noch auff erden.

Welch herrliche Freudigkeit weht uns aus diesen Versen an, und welch seligen Frieden und Trost träufelt das schöne Lied in die Brust der Bekümmerten, „Warum betrübst du dich, mein Hertz?“ dessen Gesang den alten Ranisch bei seinem Abgange an die Universität so rührte, daß er sich vornahm, des verkannten Dichters Lob zu verkünden *). Erlauben Sie mir nur einige Verse daraus mitzutheilen: (Nr. 259)

Warum betrübst du dich, mein hertz,
Bekümmerst dich und tregest schmertz
Nur umb daß zeitlich gut?
Vertraw du deinem Herrn und Gott,
Der alle Ding erschaffen hat.

Er kan und wil dich verlassen nicht,
Er weiß gar wol, was dir gebricht,
Himel und Erdt ist sein.
Mein Vater und mein Herre Gott,
Der mir beisteht in aller not.

Weil Du mein Gott und Vatter bist,
Dein Kind wirst du verlassen nicht,
Du Vätterliches hertz!
Ich bin ein armer erden Kloß,
Auf Erden weiß ich keinen trost.

*) s. die Vorrede. Er theilt S. 207—227 sieben Uebersetzungen desselben mit, 3 lateinische, 1 griechische, 1 französische, 1 niedersächsische, 1 holländische.

Der Reich verlest sich auf sein zeÿtliches gut *),
Ich aber will vertrauen dir, mein Gott:
ob ich gleich werd veracht,
So weiß ich und glaub vestiglich:
Wer dir vertrawt, dem mangelt nicht, u. s. w.

Und hiemit will ich den heutigen Vortrag schließen, um in dem nächsten andere und zum Theil minder ernste Seiten dieses reichen Geistes vorzuführen, welcher wie ein Prisma alle Farben des sechzehnten Jahrhunderts abspiegelt; um in dem dritten die verschiedenen Formen kurz zu schildern, in welche er seine Gedanken und Beobachtungen eingegossen, und endlich den ehrwürdigen Greis bis an das Grab zu geleiten, wie es dem dankbaren Mitbürger eines großen Mannes ziemlich ist. Wenn ich heute etwas zu lange bei seinem Antheile an der Reformation mich aufgehalten zu haben scheine, so bitte ich um Entschuldigung. Ich weilte mit Absicht; denn es that meinem Herzen wohl, in unsrer theils zu weltlich, theils zu geistlich gesinnten Zeit bei Betrachtung eines Mannes zu weilen, welcher, ohne Zelot zu sein, die Religion als innerstes Bedürfniß des Menschen fühlte, und dabei dem Dogma, dem er mit beseligender Ueberzeugung unerschütterlich anhing, gleichwohl nur dann Bedeutung gab, wenn es Charakter, That und Leben zum Bessern umzugestalten die Kraft besaß.

*) Der Mangel des Metrums kann schwerlich dem Dichter angerechnet werden. Häufig nahm man es mit dem Drucke nicht so genau. Vermuthlich hieß es: der Reich verlest sich auff zeytlich gut. So ist auch in der nächsten Zeile mein zu streichen.

II.

So sehr die Reformatoren den Zusammenhang religiöser und bürgerlicher Freiheit abzuleugnen suchten und diese preisgaben, um wenigstens jene zu sichern, so gewiß ist es doch, daß die Bewegung in kirchlichen Dingen zu den bekannten politischen Unruhen und blutigen Befreiungsversuchen den natürlichsten, unmittelbarsten Anlaß gab. War der eine Autoritätsglaube gefallen, so mußte der andere gleichfalls zu wanken beginnen. Bei unserm Dichter tritt nun allerdings politische Polemik mehr in den Hintergrund; denn er war Bürger eines reichen, gut regierten Freistaates; und wurde somit vom Drucke nicht unmittelbar berührt; er für seine Person konnte mit seinen bürgerlichen Verhältnissen sich wohl beruhigen. Diese gemüthliche Zufriedenheit malt sich häufig in seinen Gedichten ab und trägt viel dazu bei, ihnen jenen Anstrich wohlthuender Behaglichkeit zu geben. Wie sehr ihm seine Vaterstadt mit ihren Gewerben, ihrem Handel, ihren Einrichtungen wohlgefällt, liegt am klarsten vor Augen in seinem schönen Lobspruch der Stadt Nürnberg von 1530 (I. 4, 303'), welche ihm, wenn er von der Freiung hinabschaut in's Thal, in welchem der „Edel schatz" gelegen ist, erscheint „als ein blüender Rosengart, den Gott ihm selber bewart hat." Ueberall tritt ihm hier das Bild bürgerlicher Ordnung, unparteiischer Gerechtigkeit, festgegründeten Wohlstandes, wohlgegliederter Thätigkeit entgegen, und alle die Vorzüge, welche blühenden Republiken eigen sind. Und ist er auch kein König, Ritter, Bürgermeister noch Kaufmann, kein Gelehr-

ter, Prediger und Prälate, wie die Nachkommen der guten Kinder Evens, sondern einer von den „armutseligen Leuten,“ welche von der bösen Rotte stammen:

Als Baurn, Köbler, schäfer und schinder,
Badknecht, Holzhacker und besenbinder,
Taglöner, Hirten, Bütel und Schergen,
Kärner, Wagenleut unde Fergen,
Jacobsbrüder, Schustr und Landsknecht,
Auff Erd das hartseligst Geschlecht,
Und bleiben grob und ungeschicket,
Vergehn zerhadert und geflicket
Hin und herwider in dem Land
Vor jederman zu spott und schand; (I. 1, 13.)

oder wie in der andern Bearbeitung dieser Comödie (III. 1, 182) der Herr einen der ungeschaffnen Söhne Evas segnet:

Nun du solt werden ein Schuster,
Dich nehren mit Leder und Schmer,
Du solt das Leder mit den Zenen
Groß weyt und breyt, hin und her denen,
Darauß machen den Menschen Schuh,
Da gib ich dir ein Layst darzu;

worauf Eva sich am Kopf kratzt und den Herrn über den ungleichen Segen zu Rede setzt, da sie doch alle ihre ehelichen Kinder wären: so gibt sich doch die Zufriedenheit des Dichters mit seinem Stande schon daraus zu erkennen, daß er den Herrn antworten läßt:

Eva du thust nicht recht verstahn,
Es ist ein Stand gleich wie der ander,
Sie sind mühselig allesander.

Unter dem Pracht der höhern Stände stäken auch viele Sorgen, indeß die niedrigen nur die Mühe hätten, Weib

und Kinder zu ernähren, dazu halte diese die Handarbeit gesund und ließe ihnen Trank und Speise schmecken.

Zu arbeit ich den Menschen klug
Beschuff, wie den Vogel zum flug,
Drumb welcher Mensch ihn lest genügen
An den Stand, den ich ihm thu fügen,
Der hat genug bei all sein Jarn.

Ein jeder Theil in seinem stand

(läßt er den Waldbruder in einem Kampfgespräch zwischen Armuth und Reichthum entscheiden I. 3, 199)

Wirdt von mir ehrwirdig genant
Wann keins deß andern geraht kan,
Du Reichthumb must Frau Armut han,
Das sie dir wasch, koch, spül und pach,
Und dir all ding zu notturfft mach,
Dergleich müst du Armut verderben
Wer nit Reichthumb mit sein gewerben,
Der dich muß ordnen und beschützen,
Also muß eins das ander nützen.

Fürwahr eine würdige Ansicht über das Verhältniß der Stände, welche Hans Sachs an vielen Stellen zu verfechten nöthig findet, und die um so mehr Bewunderung verdient, da gerade ihm, dem Dichter, ein recht mechanischer, gemeiner Beruf zu Theil geworden war. Wie mancher literarische Stümper läuft dem Handwerke oder Brodstudium davon, weil es den Flug seines Geistes hemme! Unser Dichter läßt Frau Arbeit ein eigenes Gespräch mit ihm halten (1. 3, 248), in welchem aus ihrem Munde die Klage ertönt, daß sich eine große Menge Menschen ihr entziehe,

weil man dinget und abbricht
den Arbeitern saugt auß das blut,
Ihn ir gebür nicht geben thut.

(Man sieht die Klage der Arbeiter ist nicht neu). Dadurch würden sie denn lässig und verdrossen; das junge Volk ziehe dem Kriege nach, und die, welche ihr selbst noch treu blieben, zögen wenigstens ihre Kinder ab

Auff Schreiberey und Geistling stand,
Mit den auch ist erfüllt das Land.

Ein großer Theil endlich der Wohlhabenden hingen der Arbeit an, dem Namen nach, allein sie machten blos die Kaufleute, Krämer, Factoren, Wucherer, Höckner und andere Fürkauffer, so daß alles erst in die dritte Hand komme, ehe es dem Arbeiter beschert werde, und jeder von diesen zwei Feyrer zu nähren habe. Durch den Eigennutz, das gräuliche Ungeheuer, führt er allegorisch in einem andern Gedichte durch (I. 3, 249′), sei die ganze Welt vergiftet und verderbet, daher stiege denn auch Speise und Trank, die Gott alle Jahre wachsen lasse, immer höher im Preise, so daß der arme gemeine Mann seine Nahrung kaum erschwingen könne. O Herr, ruft er am Schluß aus, tilge doch den Eigennutz von der Erde, gieße uns ein Deine reine Liebe, daß die Obrigkeit gemeinen Nutzen suche, daß der Reiche dem armen Manne zu gut verkaufe, der Handwerksmann getreulich arbeite, und jeder sich an seinem Stande begnügen lasse; dann würde der Handel einen freien Gang gehen, alle Waare wohlfeil bleiben und jedermann an unsrem christlichen Leben erkennen, daß wir deine Kinder sind.

Eben durch diese persönliche Genügsamkeit an seinem Stande also, die nur hie und da den stillen Wunsch nach

einem sorglosen, geschäftsfreien Alter zu hegen wagt (I. 1, 75′) und im ärgsten Kontraste steht mit dem gierigen Treiben der Welt, wird er auch veranlaßt, der vielen Mißstände strafend zu gedenken, wenn er seinen Blick auf das Leben richtet. Der Waldbruder, welcher 40 Jahre in der Einöde gelebt hat, erhält von Freunden etliche Büchlein zugeschickt, in denen neue Theologen Gottes Wort rein verkündigt haben. Sein Geist schwebt darob in Jubel und denkt: Weil man jetzt so schreibt und lehrt, so wird der christliche Glaube gemehrt, so mehrt sich die Liebe und alle Tugend, und die Laster nehmen ein Ende. Solches freut ihn; er verläßt seine Zelle, die neue Herrlichkeit zu schauen, er zieht herum durch alle Stände; aber bei keinem findet er, was er gehofft hatte: alle sind verderbt in ihrem Wandel; ist es doch, meint der Waldbruder, als träfe jetzt Christi Prophezeihung ein, daß das Evangelium noch vor dem jüngsten Tage gepredigt werden würde. Darum, sagt er, bin ich wieder in meine Wälder geflohen, um mit der verstockten Welt nicht hier und dort zu verderben. (I. 3, 264, vergl. I. 3, 177 u. f.). Wendet der Dichter von solchen allgemeinen Betrachtungen seine Blicke noch auf die öffentlichen Zustände unsres deutschen Vaterlandes, so steigert sich sein Unwille. Es ist die Schmach, die uns von äußern Feinden, namentlich den Türken, droht, und zu deren Abwehr er die Fürsten zum Kampf und das Volk zur Buße ruft (I. 2, 157′):

Derhalb wacht auff ir teutschen Fürsten
Last euch nach trew und ehren dürsten,
Und streitt mit Ritterlicher hand
Für ewer eigen Vatterland,

Einmütiglich halt ob einander,
Eh euch der Tyrann nach einander
Durch seinen Gewalt thu außreuten
Und euch vertreib von Land und Leuten,
All ewer armes Volck verderb,
Das gantz Teutschland einnem und erb.

So ruft er den Fürsten zu; und dem Volke, welches solche Strafe Gottes durch sündliches Leben sich zugezogen: (1541. ebendas.)

Darumb O Mensch kehr eylends umb,
Thu buß, und wird von hertzen frumb,
Auff das sich Gott auch zu uns kehr,
Und selb außzieh mit unserm Heer,
Darmit der Sieg bei uns erwachs
An dem Bluthund, das wünscht Hans Sachs.

Doch droht Deutschlands Unglück nicht allein von außen, auch im Innern lauern des Volkes Feinde. In dem Kampfgespräch zwischen Tod und Leben rechnet es ersterer sich sehr zum Verdienst an, daß er unter Andern die Tyrannen, falschen Juristen und Finantzer, von denen die ganze Welt beschwert werde und deren Tod jedermann begehre, daß er dieß Unkraut alles hinwürge (I. 1, 77). Die drei Menschenklassen, welche er hier zusammenstellt, sind es auch, gegen welche sich allenthalben sein Tadel kehrt, despotische Fürsten, welche an die Stelle des Rechts die Willkühr setzen *), Richter, welche Geld von beiden Parteien nehmen, und Advocaten, welche um des Erwerbs willen Processe in die Länge ziehen, Finanzmänner, die im Interesse des Fiskus und ihrer eigenen Börse das Volk aussaugen.

*) Eine sehr kräftige Stelle gegen die innern Tyrannen ist vom J. 1563, Bd. V. 2, 319, wo er dem deutschen Land einen Philopömen wünscht.

Der christlichen Obrigkeit hält er einen Trostspiegel vor in den zwölf sieghaften Helden des alten Testaments (I. 1, 37); aber einen „Schandenport seiner zwölff Tyrannen mit ihrem wüthigem Leben und erschröcklichem untergang“ errichtet er „zu trost allen Christen, so unter dem schweren joch den blutdürstigen Türcken und ander Tyrannen verstricket sind“ (I. 1, 39), und schließt diesen im Aufblick zu Gott, dem Rächer der Unterdrückten, mit folgenden Worten:

All Tyrannen sind vil zu klein,
Daß sie ein Haar uns solten nemen,
Wider sein willen uns beschemen,
Im Himmel sitzt Er und ir lacht,
Lest treiben sie hochmut und pracht,
So lang biß sein zoren anbrendt,
Macht er ir Tyranney ein endt,
Ir gwalt zerschmiltzt denn wie das wachs,
Das wünschet zu Nürnberg Hans Sachs. (41)

Blut ist der Tyrannen Hoffarb,

sagt er an einer andern Stelle (II. 3, 83),

Dardurch mancher Tyrann verdarb
Hie und dort ewigs ungemachs,
Dann Gott sitzt am Gricht, spricht Hans Sachs.

Der Jurist in der Comödie: das Witfrewlin mit dem ölkrug, der oft „zwen brey in einer pfannen gekocht, und das recht in die leng auff zug, weil es ihm in die kuchen trug,“ und weil endlich kein Geld mehr da war, zwischen beiden Parteien einen Vertrag zu Stande brachte und beide zu Freunden behielt (III. 1, 86), dieser Jurist läßt die arme Wittwe, welche ihn bittet, sie, die mit ihren zwei Waisen ganz verlassen sei, um Gottes willen als Advocat anzunehmen, gar hart an und spricht:

O Weib, dasselbig thu ich nit,
Umb Gottswilln ich dich nit vertritt,
Es trüg mir weder Brot noch Wein,
Weib, Weib, es muß gelt, gelt da sein,
Ohn gelt nimb ich kein Handel an,
Hast du kein gelt, so magst wol gan.
Witfraw: Herr sey dir klagt das auff dem theyl (d. i. hier)
Der Armen hülff umb gelt ist feyl.
Jurist: Nun geh für dich mach wenig wort,
Es ist kein Gotshauß an dem ort,
Das man ohn gelt helffe den Armen
Heiß ein andern sich dein erbarmen.

Wie dieser Advocat, so mochte man ziemlich allgemein die Jurisprudenz mit den Spitzfindigkeiten des römischen Rechtes als eine Kunst ansehen, welche durch allerlei Pfiffe und Ränke das einfache Volk überlisten wolle, um ihren Besitzer zu bereichern. Darum betrachteten feurige Geister die Abhängigkeit vom römischen Rechte als einen nicht minder großen Krebsschaden für Deutschland, als die Unterordnung unter den römischen Papst, und Hutten wollte die Juristen ausrotten, wenn er mit den Theologen fertig wäre. Es ist merkwürdig, wie sich diese Polemik gegen die Unnatur im Rechtswesen aus gleichem Keime entwickelte mit den Kämpfen gegen religiöse Mißbräuche, und dient zum Beweise, wie sehr man irrt, wenn man das Reformationszeitalter nur immer vom theologischen Standpunkte betrachtet. Alle verjährten Einrichtungen, welche drückend lasteten, fing der erwachende Geist des Volkes an, der Kritik zu unterwerfen; und wenn Verbesserung des Rechtswesens mit Ernst und Nachdruck zu begehren erst der neuen Zeit vorbehalten blieb, so rührt dieß großentheils von der unendlich

größern Schwierigkeit her, mit welcher auf diesem Gebiete eine Reformation zu Stande kommen kann. Aber je sichtlicher sich gegenwärtig ihre Nothwendigkeit allenthalben kund gibt, um so interessanter ist es, zu zeigen, daß schon damals eine größere Annäherung an ursprünglich deutsche Zustände, welche sich auf dem Lande noch keineswegs verloren hatten, von umsichtigen Männern begehrt wurde. So erzählt, um nur ein Beispiel aus der vielfach angebrachten Polemik unseres Dichters gegen die Juristen anzuführen, Hans Sachs einen Schwank (II. 4, 78'), welcher auf seine Ansicht ein deutliches Licht wirft. Ein Müller schickt seinen Sohn, der ein Doktor der Rechte werden will, nach Ingolstadt. Nachdem er ihm viel Geld gekostet, beruft er ihn nach drei Jahren zurück, um zu sehen, was er gelernt habe. Der Sohn zeigt ihm auf die Frage nach seinen Büchern das **Corpus juris**. Der Vater wundert sich, daß das Buch in zweierlei Schrift gedruckt sei, in einer großen, und einer kleinen, welche rings um jene laufe. Die grobe Schrift, erwiedert der Sohn, ist der bloße Text, die kleine die Glosse, jenes die Wahrheit, wie sie vor langer Zeit die Kaiser bestimmten, ihre Statuten und Gesetze, dieses die Erklärung derselben, welche in langen Commentaren die Gelehrten, einander oft widersprechend, geschrieben haben. Der gute Müller schwieg, obwohl es ihm sehr mißfiel. In Abwesenheit des Sohnes aber haut er mit der Axt rings herum die Glosse weg. Wehe, ruft der Zurückkehrende aus, wie er dieselbe in der Mühle zerstreut findet, warum hast du mir mein bestes Buch verderbt? — Nein, ich habe es erst gut gemacht, habe viele Lügen und Meinungen weggehauen und die ganze Wahrheit übrig gelassen.

Der Student sprach: die Nahrung mein
Wird von der Warheit schmal und klein,
Wenn ich auch nit künd List und Renck,
Auffzüg, Außzüg, Fürwürff, Einklenck,
Darmit ein böse sach zu schmücken,
Die Gegenpartkeij zuverdrücken,
Und wo ich nichts weiß zugewinnen,
Das ich doch mög verlengrung sinnen,
Darmit ich denn meiner Partheij
In dem Rechten behülflich seij,
Vatter, schaw, das ist die best Kunst,
Die ins Hauß tregt Brod, gelt und gunst,
Das lang nicht die schlecht warheit thet.
Der Müller gleich in zoren redt,
Solch Kunst achten wir Dorffleut nicht,
Besitzen doch unser Gericht
Unter dem Himel beij der Linden,
Offt kurtzer zeit ein Urtheil finden,
Nach der waren Gerechtigkeit,
Darmit ihr umbgeht lange zeit,
Sucht darinn ewern gwin und nutz,
Halt der Ghrechtigkeit wenig schutz,
So seijt warhafftig ir Juristen
In Stätten nicht vast gute Christen,
Wil kein Pfennig mehr auff dich wenden,
Mein Son, nehr dich mit deinen henden,
Und arbeit wie ich thet vor Jarn,
Und laß dein Juristereij fahrn,
Das dir nicht endlich darauß wachs
Deiner Seel schad, so spricht Hans Sachs.

In der That lastete damals ein schwerer materieller Druck auf der Nation, und es ist kein Wunder, wenn man sich der schleppenden, theuren Processe ledig zu werden sehnte.

Nicht bloß der Clerus mit seinen Bettelorden, nicht bloß Rom saugte am Volke, (wie denn die dargebotene Gelegenheit, sich dieser Bürde von Abgaben zu entledigen, kein geringer Reiz bei Vielen sein mochte, der Reformation beizutreten); der Frohndienst beugte den verachteten Landmann, direkte Steuern schmälerten bereits den Erwerb und die Masse indirekter Abgaben vertheuerte merklich alle Lebensbedürfnisse. Die faulen Ritter auf ihren Burgen, welche sich gerade an lebhaft befahrenen Strömen und in der Nähe bedeutender Heerstraßen am zahlreichsten angesiedelt, plünderten die Kaufleute *), oder erhoben doch von allen vorbeiziehenden Waaren ihren Zoll, die Städte heischten ihr Geleitsgeld, die Fürsten erhoben ihre Mauth, und längst waren die herrlichen Einrichtungen im Innern Deutschlands

---

*) Vergl. den Schwank: Von dem frommen Adel, IV. 3, 67. Dort spricht u. A. der Adel von der fränkischen Ritterschaft:

Wolt der Bawrenknecht in den tagen
Sich mit Raub auff dem Spessart nehrn,
Welches doch nur zusteht mit ehrn
Dem frommen Adel aller massen?

Und der Dichter preist ironisch die Kaufleute glücklich, daß in Franken, Bayern, Sachsen, Schwaben der Adel sehr darauf achte, daß auf keiner Straße ein Räuber mehr aufkomme, er sei denn von Adel. Deßhalb sei jetzt sicher nach Frankfurt und Leipzig zu handeln:

Wer jetzund durch den Spessart züg
Und goldt auff seinem Haupte trüg,
Man nem ihm nicht ein Hyrenstil,
Darauff so laß sich wer da wil
Doch hüt er sich vor ungemachß
Auf allen Strassen rhät Hans Sachs. (1562.)

im Zuge, welche bis auf die vernünftige und patriotische Vereinung der meisten deutschen Länder und Ländchen, welche unsrer Zeit angehört, für Verkehr und Handel unsres Vaterlandes so verderblich wirkten. Die verschiedene Möglichkeit von Abgaben in reichem Maße auszubeuten, da der meisten Fürsten Einkünfte ihrem Luxus keineswegs die Wage hielten, galt für eine Hauptkunst eines klugen Staatsmannes. (Vergl. über das Ganze der klagend Ehrnhold über Fürsten und Adel von 1539 I. 3, 262'). Was Wunder, wenn auch unser Dichter auf die Finantzer loszieht, welche mit Zöllen, Mauth und andern Sachen gar viel Guts zu Wege bringen und selbst davon ihren eignen Säckel füllen, indeß der Fürst, dem der gemeine Mann abhold wird, ihr Schanddeckel sein muß (II. 1, 17').

Drumb auß von Hof mit dem Unzifer,
Hinnein ins Meer je lenger tieffer,
Und jedem ein Mülstein an Hals,
Die Hewschrecken auffressens alls,
Das Land und Leut durch sie verderben.

Diese Worte legt er dem weisen Nathan in den Mund, dem treuen, wohlgesinnten Rathe seines Königes, und der Ehrenhold sagt am Schlusse des Stücks, die Könige sollten vom Hofe vertreiben

Finantzer, Heuchler und schalcksnarren,
Die nur auff der Leut unglück harren.

Diese Mißbräuche, welche für den gemeinen Mann so drückend waren, rührten hauptsächlich von der schlechten Verfassung des deutschen Reiches her, von der gänzlichen Ohnmacht des Kaisers den Fürsten gegenüber, die ihm, auch wenn sie ihn äußerlich als ihr Oberhaupt verehrten, längst

über den Kopf gewachsen waren. Was konnte Kaiser Karl V., in dessen Reich die Sonne nicht unterging, in Deutschland durchsetzen? Seit dem Emporkommen der Fürstenmacht war der Kaiserthron ein unbrauchbares Meuble geworden. Am größten war noch die Anhänglichkeit der Reichsstädte. Als Karl V. den stolzen Seeräuber Haydadin Barbarossa demüthigte (1535), feierte Nürnberg ein stattliches Freudenfest (I. 2, 151), und da er im Jahre 1541 *) in unsre Stadt einzog, da sah man viele vor Freuden weinen ob ihrem natürlichen Herrn, wie Hans Sachs in der Beschreibung dieses pomphaften Empfanges erzählt (I. 2, 148′). Zehn köstliche Triumphbögen waren über die Gasse gezogen vom Kornmarkt bis unter die Veste, und dort noch eine große Ehrenpforte von 60 Schuh mit allerlei sinnreichen Emblemen; die Rathsherren und Handwerker waren in besondere Farben gekleidet; als kaiserliche Majestät dem Spittler Thore sich näherte, schoß man von der Bastei an die 40 Cartaunen und Schlangen, und Streithacken und an die 200 Doppelhacken los, auch schoß man von allen benachbarten Thürmen, daß die Pferde erschraken. Es würde mich zu weit führen, wollte ich die ganzen Feierlichkeiten, so würdig und so interessant sie für die Sittengeschichte jener Zeit sind, **) hier nacherzählen. Nur das will ich noch be-

*) Auch das Jahr vorher war König Ferdinand bei seiner Durchreise festlich empfangen worden, was gleichfalls von Hans Sachs beschrieben wird IV. 2, 101.

**) Dergleichen interessante Beschreibungen finden sich mehrere bei ihm, z. B. der Schönpartspruch I. 4, 305′, Ursprung und Ankunfft des Thurniers I. 2, 140, seine Beschreibungen aus dem Türkenkrieg I. 2, 151 ff. u. a.

merken, daß auf der Bastei außer der Vesten auch ein Feuerwerk abgebrannt wurde, welches in ergötzlicher Weise beschrieben wird. Zwei Schlösser waren errichtet auf einem Berg, so natürlich, als wären es steinerne; diese hielten 25000 Schüsse. Um zwei Uhr in der Nacht (natürlich nach alter Uhr) ließ man sie angehen.

Da gieng ein schuß, dort dreÿ, da zwen,
Dort vier, da fünff, dort sechs, da siben,
Die Schlösser auff einander triben,
Puff platz, puff platz, zinck zinck, puff platz,
Ir vil theten gar laute schmatz,
Auch on zal vil steigender Fewer,
Da sah man seltzam ebenthewer,
Wie sie funckerten wie die Stern,
Und wie sie hoch im lufft von fern
Manch fewrigen kreiß theten machen,
Auch flogen vil fewriger Trachen,
Mit solchem sauſſen und geschell,
Als führens auß abgrund der Hell u. s. w.

Zuletzt zündete man die Schlösser selbst an, die mit dürrem Holz und Reisig gefüllt waren. Auch in das Zeughaus und auf die Kornböden führte der ehrbare weise Rath den Kaiser; auf einem derselben war Korn, 197 Jahre alt, von welchem man ihm noch gebacken hat. Zuletzt folgte eine feierliche Huldigung des Raths auf dem Rathhaus und der Bürgerschaft vor demselben, wo sie sich in ihrer besten Kleidung auf den Schall der großen Glocke versammelte. Als er nun nach Neumark ritt auf den Reichstag zu Regensburg, begleiteten ihn die Herren; er ließ ihnen danken für ihre Ehrerbietung und Geschenke, und reichte ihnen zum Abschied beide Hände; er wolle in Gnaden ihrer

eingedenk sein, sie sollten einen gnädigen Kaiser haben, und sein Angesicht leuchtete voll Güte. So freundlich zugethan waren Nürnbergs Bürger dem mächtigen Carl. Und doch war dieß Verhältniß nur ein äußerliches, persönliches; denn in seiner Abwesenheit handelte der Rath wieder als Herr im eignen Hause; die kaiserlichen Befehle wurden respectirt, in so weit man sie mit dem Wohle der Stadt für verträglich hielt, und etwaige Mahnungen durch kluge Entschuldigung im Tone willigsten Gehorsams hinausgezogen, bis sie verjährten und im Drange der Verhältnisse vergessen wurden. Noch weit größer aber war natürlich die Selbstständigkeit mächtiger Fürsten, und so entstand ein schleppender Geschäftsgang in allen gemeinsamen Verhältnissen des Reichs, der im Verlauf der Jahrhunderte zum Gespötte wurde. Dasselbe Streben machte sich nun wieder von Seiten der Beamten im Verhältniß zu den Fürsten geltend, und die schlimme Wirkung äußerte sich meist an den Unterthanen. Man regierte von oben herab zu wenig in eben dem Grade, als jetzt das Gegentheil drückend fällt. Und so hat Eulenspiegel Recht, den uns Hans Sachs im Gespräche mit einem Bischoff vorführt (II. 4, 45′). Beide begegnen einander auf der Landstraße. Er sei seines Geschäfts ein Brillenmacher, sagt er, reise schon ins dritte Jahr und könne nirgends Arbeit finden. Wie so? fragt der Bischoff; die menschliche Natur wird doch immer schwächer und gebrechlicher, das Gesicht insonderheit blöder; dazu lesen die Laien so viel, phantasiren in der Schrift herum und conversiren mit Gelehrten. Ach, gnädiger Herr, antwortet Eulenspiegel, die geistlichen Leute, die ehemals viel lasen in heiliger Schrift, sind fast alle gestorben; die alten Pfaffen und Mönche, die noch

leben, haben ihre Gebete so lange getrieben, daß sie sie auswendig können und keine Brillen brauchen, die jungen laufen aus den Klöstern und lernen ein Handwerk, die Fürsten und Herren weit und fern in Deutschland haben sie auch nicht nöthig. — Warum denn diese nicht? — Weil sie durch die Finger sehen. — Ei die haben ja doch großes Hofgesinde und durchtriebene Amtleute. Sie bedürfen also doch scharfer Brillen, um darauf zu sehen, daß nicht die Katze ihr bestes Vieh wird. — Ja gnädiger Herr, in Deutschland geht Raub, Gefängniß, Mord und Brand im Schwange, selbst über Bürger und Reichsstädte. Solch Unrecht sollten die Fürsten wehren, daß das römische Reich nicht zu Trümmern gehe.

So sitzen die Fürsten still mit rhu
Und sehen durch die Finger zu.

Darum essen die Brillenmacher schier das Bettelbrot. Da dachte der Bischoff heimlich in seinem Sinn:

Weiß der gmeyn Mann von disen tücken,
Das wir heimlich thaten verdrücken
Alls mit geferbtem guten schein,
Vermeynten es solt heimlich sein,
So ist es warlich hohe zeit,
Daß wir unschuld und Ehrechtigkeit
In dem verdrückten Teutschenland
Hülff reychen mit gerechter Hand,
Daß uns kein unrath darauß wachs,
Gott wöll das bald gscheh, wünscht Hans Sachs.

So blickt Hans Sachs allenthalben um sich auf die Verhältnisse des Lebens; aber nicht bloß des öffentlichen, sondern auch des Privat- und häuslichen Lebens aller Stände, insonderheit aber der mittlern und untern, welche

seinem Gesichtskreise näher lagen. Diese zeichnet er uns in den mannigfaltigsten Bildern, in ernsten und scherzhaften Situationen, mit ihren Tugenden und Lastern, ihren Vorzügen und Lächerlichkeiten, und vor allem ist es der herrliche, gutmüthige Humor, welcher diese Scenen und Schilderungen so unübertrefflich macht. Seine Fastnachtsspiele und Schwänke sind eine reiche Fundstätte für den, welcher die Sitten jener Zeit nicht durch Reflexionen, sondern in unmittelbarer Anschauung kennen lernen möchte. Hier stoßen wir gleichsam zusammen mit jenen Menschen, und treiben uns herum im bunten Gewühle auf dem Jahrmarkte des Lebens, nicht eben in feiner Gesellschaft; denn wie sollte diese, welche des Herzens lärmendem Jubel von jeher abhold war, sich schicken zur fröhlichen Faschingswelt? Allerdings geht es nicht immer aufs anständigste zu in diesen Fastnachtsspielen, und eben so wenig in den Schwänken, welche sich zu jenen verhalten als Novelle zu dem daraus gemachten Drama. Aber welcher vernünftige Mensch möchte dem Dichter daraus einen Vorwurf machen, der in naiver Derbheit seine Welt, wie sie war, uns vor Augen stellt, und mit einer Offenheit und Natürlichkeit auch mitunter in seinen Tragödien und Comödien Dinge bespricht, wie sie freilich die Ohren unsres gebildeten Zeitalters nicht mehr hören mögen. Aber namentlich in der Fastnacht war jeder Spaß frei, und der Muthwille des Volkswitzes, lange in den Schranken der Sitte zurückgehalten, brach um so ungestümer hervor. Daß gleichwol unser Dichter solche Materien in moralischer Hinsicht gehoben, ergibt sich aus seiner oft wiederholten Erklärung, es sei nichts Unsittliches darin enthalten, sondern alles geschrieben „zu zimlicher Frewd

und Recreatz der schwermütigen und trawrigen Hertzen"; und den moralischen Zweck, den er auch hier vor Augen hatte, bekundet er schon mit der Versicherung, daß „mit guten Schwäncken die Warheit verdeckt und eingewickelt ist." Aber wo soll ich nun anfangen? Wie in einer großen Gallerie erdrückt mich die Menge der Bilder, und hundert hübsche niederländer Stücke werden wider Willen ungesehen bleiben.

Am sichersten scheint mirs, ich beginne auch hier mit einem Stück Theologie — dem Teufel. Denn da dieser alte Fürst der Welt in unsrer Zeit wieder zu einiger Macht gekommen ist, so ist es nicht uninteressant zu sehen, was er in jener, wo ein Luther im Ernste das Tintenfaß nach ihm warf, im Volksglauben für eine Figur spielte. Der Teufel treibt sich nämlich unter so vielerlei Leuten umher, daß Sie sich nicht wundern dürfen, wie ich in der Absicht eine Schilderung des Volkslebens, wie es heitrem Humor erschien, zu entwerfen, mit einer Figur der Einbildungskraft beginnen will. Wohl läuft dem Dichter der Angstschweiß herab, als der rabenschwarze, urlange Mann, der ihm auf dem Kreuzwege begegnet, seiner Frage, wo in Nürnberg wol die besten Werkleute wären, einfach beifügte, wie er der Teufel wäre; die Hölle wäre ihm zu eng, weil Seelen aus allen Ländern und Ständen mit solchem Gedränge hinabführen; darum wolle er sie um etliche Meilen weiter bauen lassen (I. 3, 266'). Aber gleichwol ist dieser Teufel so gutmüthig, dem Erschrocknen die Versicherung zu geben, er wolle ihm nichts zu Leide thun. Als Lucifer so viel von dem bösen Volk der Landsknechte, das in Deutschland auferstanden sei, vernommen hatte, trug er Verlangen, etliche zu sehen, und schickte seinen Knecht Beltzebock hinauf

auf Erden in ein Wirthshaus, daß er ihrer ein Dutzend herunterbrächte. Dieser, seinen Auftrag in listiger Weise auszuführen, stellt sich dort unsichtbar hinter den Ofen. Aber als er ihre Reden vernahm, standen ihm die Haare zu Berg. Doch dacht' er etwa beim Trinken in einen zu fahren. Aber siehe da! obschon sie immer ein Glas auf einen Zug hinunterstürzten, so sprach doch jeder vorher, dem Nachbar zutrinkend: daß dirs Gott gesegen. Und so gesegnets immer einer dem Andern *), indeß der Teufel, einem Narren gleich, den Abend dastand. Nun hatte einer unter ihnen einen Hahn erschlagen und hinter den Ofen gehangen. Der sprach zum Wirth: Geh hinter den Ofen, nimm den armen Teufel, zupfe ihn und laß ihn braten, dann wollen wir ihn zerreißen und fressen. Beltzebock meint, sie hätten etwa ihn gesehen, stößt eine Ofenkachel durch und fährt durchs Ofenloch hinaus wieder hinab zur Hölle, und macht Lucifern eine so greuliche Schilderung von den wilden Landsknechten, daß dieser den Beschluß faßt, keinen Landsknecht aufzunehmen, sondern sich mit den zahlreichen andern Ständen auf Erden zu begnügen (I. 5, 371). Schon aus diesem Beispiele ist ersichtlich, daß der Teufel des Volksglaubens ein furchtsamer Geselle ist, zahmer als manche Menschenclasse, und, wie ein ordentlicher Hausvater, Ruhe und Ordnung im eignen Hause haben will. Im Grunde liegt auch in der gemeinen Vorstellung von ihm nicht die absolute Verworfenheit; denn wie könnte er sich außerdem die Mühe geben, in seiner Hölle die Bösen zu strafen? Er ist in die-

*) Gegen die allgemeine und zur Trunkenheit verführende Sitte des Zutrinkens eifert er auch anderwärts; z. B. Ein kurtz Gesprech, von dem zutrincken, dem schedlichen Laster (I. 3, 254).

ser Function nichts weiter als ein Diener der Gerechtigkeit, und seine Schlechtigkeit besteht nur darin, daß er die Menschen zu verführen sucht, was aber doch wiederum auf das echt menschliche Bemühen jedes Potentaten hinausläuft, sein Gebiet zu erweitern; er ist, wie der römische Kaiser, ein Mehrer des Reiches. Und doch wird er auch in seiner Verführungskunst von Andern überboten. Was nützt es ihm, daß er auf dem Theater mit Füllhorn und goldner Schale herumgeht und seine Schätze ausbietet (I. 3, 159)? Er wird von Venus als lässiger Geselle ausgescholten, deren Knabe mit seinem Bogen weit geschickter ist, das menschliche Geschlecht zu verderben. Er ist ein dummer Teufel. Wie brauchte er sonst vor Freuden aufzuspringen, als Epicurus mit seiner Weisheit ihm zu Hülfe kommt und Unsterblichkeit und Vorsehung wegphilosophirt? Dafür ist er auch dankbar diesem seinem Freunde, reicht ihm einen Becher Wein, gibt ihm einen Speck, wie er hustet, und als dieser seinen Hals streicht und in Ekstase ausruft:

Wolt Gott, ich hett ein Krannichs kragen
Daß mir die Speiß lang schmecket vor,
Und ein Maul wie ein Stadelthor u. s. w.

so fächelt er ihm das Haupt mit dem Muckenwedel, daß ihm Schnaken, Mucken und Webſen nicht die Speise am Maul benagen. Indeß wird in diesem Stück die Strafe sogleich vor den Augen der Zuschauer vollzogen an dem überseligen Weisen. Nach des Kaisers Entscheidung wird Epicurus unter Satans Beihülfe über die Bank gezogen und ihm eine bessere Moral eingebläut, die ihm während der Vollziehung der Execution der damit Beauftragte noch vorsingt und die ganze Versammlung der Spielenden wieder-

holt. — Wie wenig der Teufel Witz und Muth besitzt, ergibt sich auch aus folgender Geschichte. Er kündigt sich (II. 4, 7') an als den Geist, der Zwietracht unter frommen Eheleuten macht; über ein Paar aber hat er durch all sein Einblasen an die dreißig Jahre nichts vermocht. Seine Klage darüber hört ein altes Weib, und verheißt ihm für ein versprochenes Geschenk, daß sie noch heute bei scheinender Sonne einander schlagen sollen. Er verspricht ihr ein Paar schöne neue Schuhe. Und siehe da, es gelingt. Wie nun aber die Alte einen Kreis um sich zieht und ihn beschwört, zu erscheinen und die Schuhe zu bringen, da reicht er ihr dieselben in den Kreis an einem langen Stecken, den er noch abgeschält hat, damit sie nicht zwischen Holz und Rinde zu ihm kriechen und ihn fangen und binden könne:

Wann solcher alter Weiber dreij
Fiengen im Feld den Teuffel freij.

Aber die Alte nimmt die Schuhe und schlägt ihn dann mit der Gabel zur Thüre hinaus. — Ueberhaupt hat er mit alten Weibern nicht mehr gern zu thun. Denn einstmals kam er auf die Erde, um sich, weil er viel von den Freuden des Ehestandes vernommen, mit einer frommen alten Frau zu vermählen. Da er nämlich seinerseits auch alt sei, meinte er nicht für eine junge zu taugen (V. 3, 342' u. II. 4, 51). Diese aber quälte ihn, obschon sie ein Paternoster in der Hand zu tragen pflegte, dergestalt, daß er ihr davonlief und sich in der Einöde auf einen Baum setzte. Da geht ein Arzt vorbei, der Teufel verdingt sich ihm; er wolle nämlich immer in einen Menschen fahren und der Arzt solle ihn dann austreiben und ihm die Hälfte des Honorars geben. Gleich das erste Mal betrügt ihn der

Arzt um fünf Thaler; bei einer zweiten Beschwörung will er daher nicht mehr ausfahren und schimpft jenen einen Dieb und Betrüger durch den Mund des Kranken. Der Arzt läuft vor Angst zum Saal hinaus, kehrt aber bald wieder mit einer stärkern Beschwörung, indem er spricht: Teufel, dein altes Weib ist unten im Hof und verlangt dich wieder zur Ehe. Sie hat einen Brief vom Chorgericht genommen, du sollst mitgehen und dich verantworten. Ei da will ich lieber wieder in die Hölle, rief der erschrockene Teufel, fuhr aus und davon. In ähnlicher Weise macht es freilich auch ein menschlicher Ehemann, der seinem bösen Weibe, mit der er 30 Jahre gelebt, bald nachgestorben war, und den Platz im Himmel neben ihr lieber mit einem in der Hölle vertauscht, obgleich ihm Peter versichert, sie wäre vielleicht frömmer geworden. In der Hölle, meint der Mann, sitze wohl noch mancher arme Geselle, der auch auf Erden von seinem Weibe große Pein erlitten. Da wollten sie ihre Noth einander klagen und schon dessen große Freude haben, daß sie von ihren Fegteufeln auf Erden erlöset seien (II. 4, 77). Und lieber läßt der Teufel auch die Seele des Kaufmanns frei, der ihn überlistet hat, als daß er die zwei alten Weiber dafür nehmen mag. Dieser hatte nämlich unter der Bedingung dem Teufel seine Seele verschrieben, wenn er innerhalb 10 Jahren an jeder seiner Waaren etwas gewinnen würde. Schon kam das zehnte Jahr heran, und stets war dem Teufel seine Zusage geglückt. Da befolgt der besorgte Kaufmann den guten Rath eines Freundes: er kauft zwei alte böse Weiber, eine auf dem Säumarkt, die andre bei St. Jacob, und setzt sie in den Laden, um sie zu verkaufen. Weil er ihrer aber nicht

ledig wird, so hat der Teufel verloren, und mag sie nicht einmal selbst an Zahlungsstatt; dafür fahren sie auch auf ihn los und bläuen ihn. Nach dem allen zieht der Teufel gegen böse Menschen den Kürzern (III. 3, 8'). Und macht er auch seinen Angehörigen das Hellbad heiß (I. 3, 267'), so meint doch mancher Bösewicht scherzend in leichtsinnigem Muthe, wie jener Mörder Barrabas (III. 1, 193'):

Kein seel ist nie verlorn worn,
Wo sie bey Gott nit selig wern,
So hat sie der Teuffel gleich gern,
Der muß sie doch halten so bscheiden,
Daß sie es auch können erleiden.

Sitzt ja gar einmal ein Teufel den ganzen lieben langen Tag in der Hölle am Ofen und macht sich gebratene Aepfel (II. 4, 85'). So spielte der Volkswitz keck mit einer Figur, vor welcher im Ernst ein jeder in der Tiefe seiner Seele zitterte, und scherzte wie das Böcklein auf dem Dache des Hauses über den vorübergehenden Wolf, im Gefühle der Sicherheit, da der Böse dem gläubigen Christen ja doch nichts anhaben kann. Der Tod dagegen, sein Bruder, ließ nie eine comische Auffassung zu, weil er durch und durch ernst ist, weil jeder seine Beute wird, weil für ihn kein Kraut gewachsen ist. Er steht da mit gräulichen Blikken, und hat auf seinen tödtlichen Handbogen einen scharfen Pfeil gelegt, so daß der Mensch in Angst schier verzagen muß (I. 1, 82), wenn ihn nicht der Glaube, der die Furcht überwindet, über alle seine Schrecknisse hinweghebt (II. 1, 29').

Doch lassen wir den Tod, das Ende aller irdischen Dinge (I. 1, 79'), hier wo wir es unmittelbar mit dem Leben zu thun haben wollen, und lassen wir uns vielmehr

vom Teufel einer weitern Gesellschaft übergeben, mit welcher wir einige Augenblicke verkehren wollen. Es wäre wohl ein natürlicher Uebergang, — aber, aber, ich fürchte die Damen zu beleidigen, wenn ich ihn mache. Ich meine nämlich also: weil der Teufel meinen bisherigen Erörterungen nach viel mit alten Frauen verkehrt hat, und weil diese doch auch einmal jung waren, so könnte ich jetzt füglich von den Frauen überhaupt reden; oder, weil der Teufel einmal ein Engel war, die Frauen aber es noch sind, so würde sich auch durch den Contrast eine angemessene Verbindung ergeben. Die Frauen Engel? Ja warum schlagen sie denn im Alter so um, daß sie dem Teufel an unleidlichem Wesen überlegen sein sollen? Als ob nicht der Dichter selbst sich vielfach bei allen frommen alten Frauen entschuldigte, daß er nicht sie, sondern nur die schlimmen gemeint habe, als ob er sie nicht um Verzeihung bäte, sie möchten seinen Scherz nicht übel deuten! Ja, lieber Alter, die Damen, die ich kenne, verzeihen dir auch deine launigen Späße; denn die jungen sind Engel und die alten — Erzengel; und so magst du getrost auf beide weiter scherzen; an ihren sanften Herzen werden wirkungslos Deines Spottes Pfeile zur Erde fallen. Aber gleichwohl, um allen Vorwurf versteckter Bosheit, den mir die Männer machen würden, von mir abzuwenden, und weil ich überhaupt die schroffen Uebergänge unschön finde, will ich jetzt nichts von den Damen sprechen, werde ihnen, da sie ja doch mindestens die Hälfte des menschlichen Geschlechtes bilden, schon gelegentlich wieder begegnen, und vielmehr jetzt fortfahren, wie folgt.

Der Teufel des Volksglaubens gehört zu den fahrenden Leuten; in allerlei Geschäften zieht er im Lande umher,

und schließt sich an alle an, welche er für seines Gleichen hält. In diesen fahrenden Leuten liegt eigentlich die Poesie des Volkslebens. Ohne Heimath und festes Eigenthum wandern sie durch Städte und Dörfer, und suchen mit redlichem oder unredlichem Gewinn, wie sichs trifft, Unterhalt, wo sie ihn finden. Den Druck der Armuth tragen sie leicht aus Gewohnheit, und schnell erworbenen Reichthum lassen sie zerrinnen, wie er gewonnen ist; kecke Sperlinge, picken sie von den Früchten des Baums, und fliegen davon, ehe sie der Eigenthümer schießen kann. Mit Witz und Schalkheit begabt, die sich überall gern bei leichter Sorglosigkeit einfinden, necken sie die häusliche Ruhe schlichter Bornirtheit, nicht blos um des Erwerbs willen, sondern auch zum blossen Vergnügen. Unsre Polizei würde sie meist als Vagabunden über die Gränze weisen; aber ehemals, wo man jeden gewähren ließ, wenn er es nur nicht zu arg trieb, und wo selbst der Freche noch genug Gelegenheit hatte zu entwischen, war unser Vaterland von fahrenden Leuten jeder Art vielfach durchstrichen.

Bekannt ist uns schon das Geschlecht der wilden, trunkenen, rauflustigen Landsknechte; der Teufel mag sie nicht in der Hölle. Aber eben so wenig will man sie im Himmel leiden. Als nämlich einst neun arme Landsknechte, weil kein Krieg war, von Haus zu Haus bettelten, und so eines Morgens bis vor das Himmelsthor kamen, ließ sie S. Peter, der ihre Flüche für Gebete hielt, in den Garten ein; aber nachdem sie auch hier Geld zusammengebracht, fingen sie bald einen Streit an, zogen vom Leder und hieben auf einander; glücklicher Weise aber ersann der Herr eine List, um die ungestümen Gäste wieder hinaus zu bringen. Ein

Engel mußte sich vor des Himmels Thor stellen und die Trommel schlagen; die Landsknechte meinten, es gäbe Krieg, und stürzten hinaus, und seitdem ist keiner wieder hineingekommen (I. 5, 370). Von Hölle und Himmel ausgeschlossen nach dem Tode, ist der Landsknecht im Leben ein Schrecken aller friedsamen Herzen, und zwar werth gehalten bei guten Gesellen und schönen Frauen, wenn sein Seckel voll Geldes ist, gewinnt aber der Krieg ein Loch, oder zahlt der Kriegsherr nicht, so muß er, bis er oft etliche hundert Meilen weit einen andern findet, bei den Bauern herumlaufen, übel fressen und hart liegen, und ist froh, wenn ihm Unterkunft in einem Spital wird. Anfangs hat er große Anschläge im Sinn, denkt, er wird zu hohen Aemtern kommen, Waybel oder Fähndrich werden; aber gewöhnlich reitet ihn das Unglück, so daß er als armer Kriegsmann kaum die elende Haut davon bringt. Uebrigens laufen die meisten dem Kriege nach, einerlei, ob er gerecht ist ,oder ungerecht, und deren sind wenige, die um das Vaterland allein Leib, Ehr und Gut wagten (II. 4, 43′ ff.). Fürwahr eine traurige Bande, welche zu den Armeen der Neuzeit zuerst den Grund legte, und dem Lande doch fast immer noch zuträglicher, als die stehenden Heere in Friedenszeiten! Wie der Landsknecht einer der fünf elenden Klagenden ist, welche zum Wirthe kommen (II. 4, 1), — Pfaff, Bauer, Handwerksmann und Bettler sind die andern — so kommt in ähnlicher armer Gesellschaft mit Karrenmann, Krämer, Mönch und Zigeuner in einem andern Wirthshaus der Reuter zusammen (II. 4, 3′); er geht zu Fuß und trägt Stiefel und Sporen am Schwert: denn der Junker, in dessen Dienst er sein Hofkleid zerrissen, bei dem er hat alle

Nacht im Stalle gelegen, für den er geritten im Wind und Regen, hat ihm Urlaub gegeben; nun er keinen Herrn weiß und hat, muß er durch Reif und Schnee zu Fuß traben übers Feld; kein Wirth borgt ihm von einem Mal zum andern, jeder Herr, bei dem er nach Diensten fragt, meint, er habe einen bösen Streich gemacht; bei Bürger und Bauern verachtet, muß er die „Beerenklawen saugen."

Besser als der Stand vagirender Krieger mit seiner Brutalität weiß sich der gelehrte durch die Welt zu schlagen, nicht durch Weisheit (denn diese selbst war von jeher ungeschickt Geld zu verdienen, und ihr Reich ist nicht von dieser Welt), sondern durch Heiligenschein, mit welchem ihn die Dummheit umgab, durch übernatürliche Kräfte, die ihm der Aberglaube beilegte, und durch List, mit der er seinen Nimbus zu benutzen verstand. Ich meine hier nicht wirkliche Gelehrte, die sich natürlich von solchem Treiben fern hielten, sondern die große Schaar von Gauklern und Betrügern, die mit erborgtem Ansehen, auf der Thoren Säckel speculirten. Der Priester hatte den Schlüssel zum Himmel durch seine Absolution, und versperrte den Weg dahin durch seinen Bann, und wer der Natur Geheimnisse verstand, konnte den Teufel citiren oder vertreiben, die Hölle mit ihren Schrecknissen heraufführen oder zu nichte machen. Wenn ich nun auch von den mancherlei Methoden Geld zu ziehen, deren sich die Kirche von oben herab bediente, hier nicht reden kann, so gehören doch die Bettelmönche und Stationirer, die allerdings ihr bestimmtes Obdach hatten, gleichwohl wegen des Gelübdes der Armuth und ihrer Erwerbsart unter die fahrenden Leute. Durch die Hochachtung, welche sie bis an das Reformationszeitalter hin na-

mentlich unter dem Landvolke genossen, deckte sich nun wiederum eine Schaar von Betrügern, welche unter ihrer Maske reisten, und mit allerlei wunderthätigen Reliquien, mit Aufforderung zur Theilnahme an Brüderschaften u. s. w. sich Geld machten; so wie der Respect vor dem geistlichen Stand und die Scheu vor dem der Naturkundigen den Adspiranten von beiden, nämlich den fahrenden Schülern oder Studenten und den Bachanten oder ältern Gymnasiasten, welche zum Theil ohne wissenschaftlichen Zweck als bloße Abenteurer terminirend im Lande herumzogen, immer eine Mahlzeit in den Magen und manchen Thaler in den Beutel führte. Und wo Achtung oder Menschenfreundlichkeit von Seiten der Gebenden fehlen mochten, da half die Klugheit der Bedürftigen. Der „fahrend Schuler" sagt dem Bauern, sein und seiner Commilitonen Brauch sei der, daß sie stets im Land herum wandern von einer hohen Schule zu der andern, daß sie die schwarze Kunst lehren und andre dergleichen Künste und

Wo man eim etwaß hat gestoln,
Das können wir ihm wider holn,
Wen Augenweh und Zanweh krencken,
Dem könn wir ein Segn an halß hencken
Vorß Gschoß wundsegen wir auch haben,
Wir könn Warsagen und Schätzgraben
Auch zu nacht auff dem Bock außfahrn. (II. 4, 15.)

Da haben wir ja leibhaftig denjenigen Volksglauben, dessen verkörpertes Ideal, Doctor Faust, Luthers Zeitgenosse war. In gegenwärtigem Falle nun mußte nolens volens der Pfaffe, um sich aus einer argen Verlegenheit zu retten, den Teufel spielen, und der Teufelsbanner verdiente sich

18 Gulden nebst Würsten, Semmeln und Wein, die er auf dem Heuboden, seinem Nachtquartiere, verzehrte. — Während die gutmüthige Bäuerin eben ihres lieben ersten Mannes gedenkt, dem der jetzige seiner Kargheit wegen gar ungleich ist, tritt ein fahrender Schüler ein, eine milde Gabe heischend, und versichert mit schlauer Berechnung auf ein Frauenherz, wie er in Venus Berg gewesen, wie er dort manchen Buhler gesehen, und jetzt komme er eben von Paris. Wie? ihr kommt aus dem Paradies? erwiedert die Bäuerin, habt ihr dort meinen Mann nicht gesehen, der vor einem Jahre gestorben ist? — Was trug er denn für Kleidung? — Er hatte einen blauen Hut auf und ein nicht gar gutes Leilach an, womit man ihn zu Grab bestattete. — O liebe Frau, ihn kenne ich wohl, er geht dort herum, wie man ihn ins Grab legte, und hüllt das Leintuch um sich, und wenn Andere prassen und sich füllen, so steht er so sehnlich zu und muß leben vom Almosen, das ihm die andern Seelen geben. Die Bäuerin jammert, und als sie erfährt, daß der Schüler wieder ins Paradies gehe, gibt sie ihm 12 Gulden nebst einem Bündelein mit, darin blaues Tuch zu einem Rock und die übrigen Kleidungsstücke für ihren Mann, auch ein langes Messer, und er solle ihm versprechen, daß sie ihm mit nächstem noch mehr schicken werde. Der Bauer eilt zwar dem Betrüger nach, gibt ihm aber doch selbst auf der Straße sein Pferd zu halten, auf welchem dieser davon reitet (III. 3, 13). In catholischen Gegenden ist es noch heut zu Tage Brauch, daß wandernde Studenten ihr viaticum heischen; und die Gymnasiasten daselbst, die in einem Topf ihr geschenktes Mittagessen heimtragen, sind noch ein schwaches Bild jenes Bachanten, der bei

Hans Sachs mit Schreibzeuch und Parteckensack kommt und erzählt, wie er heute viel Partecken, 3 Heller, ein kalt Stück Fleisch und einen Hasen mit Sauerkraut ersungen habe; nun will er zum Brunnen gehen und einen Trunk frischen Wassers darauf thun, und dann in das leere Weinfaß schlüpfen, welches ihm seit einem halben Jahre als Schlafstätte dienen muß; bei Tag geht er in die Schule und trägt den Leuten Holz um Lohn, und lauft die Stadt in allen Ecken und Winkeln aus, um seine Nahrung zu erjagen (IV. 3, 3). In dieser Weise lebten Bachanten zu Hunderten in einer Stadt; und was sie nicht erbetteln konnten, stahlen sie, wie „die zwen Diebischen Bachanten in dem Todten Kercker“ (II. 4, 73), ein Schwank, von welchem der bekannte Grübels: Der Geisbock und die Todtenbeine ein pures Contarfei ist. Nehmen wir zu diesen Leuten noch die herumziehenden Gaukler und Musicanten (Freyhartsknaben, IV. 3, 62), die betrügerischen Spieler — denn das Spiel, diese alte Leidenschaft der Deutschen, war nebst dem Trunk ein Hauptübel damaliger Zeiten — und andere offenbare Spitzbuben, welche, um leben zu können, grundsätzlich das Leben in die Schanze schlagen, und mit List und Gewalt ihre Armuth an den Besitzenden rächen. Clas Würffel der Spitzbub will hinein auf den Jahrmarkt, um zu sehen, was zu machen ist, und fährt in seinem Monologe also fort:

Stirb ich gleich, eh ich kranck bin worn,
Und mit dem Halß in Stegreiff trett,
Heb an zu trabn, wenn der Wind weht,
Thu auff eim Hänffen Roß herreiten,
Drauff ritt mein Vatter auch vor zeiten,

Auch so ist mir ein Bruder gstorben,
An dieser Hänffen Sucht verdorben,
Ist um ein böse stund zu than,
Stein und Holtz ich nit essen kan,
So muß ich je schawen darumb,
Wie ich zu essen überkumb,
Mit dergleichen Bubenstück,
Ich wags dahin, nun walt sein glück. (V. 3, 351.)

Gewandte Diebstähle, Betrügereien und Schalksstreiche von Landstreichern, auch von dem witzigsten Helden des Volksspaßes, Eulenspiegel, erzählt uns Hans Sachs in Menge; ich will aber in dieser Schilderung nicht weitläufiger werden, da ich Charakteristisches genug gegeben zu haben glaube.

Wer ist es nun aber hauptsächlich, an welchem dieses mancherlei Ungeziefer der bürgerlichen Gesellschaft saugte? Wer anders als das dumme Bauernvolk, wie wir schon aus dem Bisherigen gesehen haben? In Unwissenheit niedergehalten, in Aberglauben versunken, so daß wohl Manchem eine schlaue Bande von Betrügern glauben machen konnte, sie seien der Herr mit seinen Aposteln (I. 5, 368), in dumpfer Knechtschaft niedergehalten, lebte die größere Hälfte unsrer Nation ein armseliges Dasein, geplündert und gedrückt von großen und kleinen Räubern. Erst um die Zeit der Reformation weckte die Noth das Gefühl der Kraft, und schärften die neuen Ansichten der Zeit den verdumpften Verstand. Daher versetzt denn Hans Sachs seine meisten Bauernszenen in eine vergangene Zeit, in welcher die Bauern noch einfältiger gewesen sind. Seine Schilderungen des Bauerlebens gehören im allgemeinen zu den

besten seiner Schwänke und Fastnachtsspiele; nicht blos jene, wo sie sich in plumper Weise von Landfahrern und Quacksalbern betrügen lassen, wie jener Bauer von Schnepffenreut, welcher meint, er habe ein Füllen geboren (II. 4, 56), oder jene Gemeine von Fünsing, welche den Roßdieb auf sein Wort entläßt, daß er nach vier Wochen zum Hängen wieder komme, weil sie sich von den Zuschauern nicht die Aecker vertreten lassen, den Dieb aber auch nicht lange ernähren will (IV. 3, 25); sondern auch die Stücke, in welchen er ihr Leben und Treiben unter sich schildert, obwol in manchen derselben Schmutz und Unflätigkeiten, womit ich Sie natürlich verschone, dem Geschmack des Zeitalters gemäß die Stelle des Witzes vertreten. Aber der Dichter trifft den Ton roher, gutmüthiger Dummheit so vortrefflich, daß man jene Bauern vor sich zu sehen glaubt, und bei so ungeschlachten Naturen auch das Unmögliche für möglich hält, wie wenn jener Arzt dem Bauern von Kraffts-hof, der einen verdorbenen Magen hatte, als die eingegebene Arznei nicht angriff, ohne weiteres den Bauch aufschnitt, und den herausgenommenen Magen mittelst eines großen Strohwisches mit schönem weißen Sande fegte. Als er aber den Magen zum Trocknen über einen Zaun hängte, da kam ein Rabe geflogen, nahm denselben mit in den Wald und fraß ihn, und der erschrockene Arzt wußte nichts anderes zu thun, als einem Schweine den Säusack auszuschneiden und dem Bauern einzusetzen (II. 4, 55). Dergleichen kroteske Späße erzählt der Dichter mit so schalkhaftem Ernste, daß uns seine Geschichten ganz natürlich scheinen; z. B. auch jene, wo der Arzt dem Kranken die verschiedenartigsten Narren oder moralischen Fehler aus dem Leibe

schneidet (I. 5, 350), die dann sein Knecht an der Zange hält; oder wo er einen Narrenfresser trifft, ein dickes Ungethüm, das noch eine große Menge Narren, die es nicht mehr essen mag, in leere Fässer einmacht (I. 5, 400'). Die Bauern Hans Sachsens sind indeß nicht ohne Laune; sie gehen mit Vergnügen ein auf die Preisbewerbung des Junkers von Rebenstein, der sie durch den Schultheißen auffordern läßt, einen Nasentanz zu halten, und drei werthlose Kleinode den Besitzern der drei größten Nasen verspricht. Da erscheinen als Bewerber der Molkendremel, Heintz Flegel, Eberlein Hieffendorn, Seitz auf der Weinstraß, Herman Hirnloß, Ula Mistfink der Schultheiß selbst, und noch zwei andere Bauern, deren gar zu derbe, obwol charakteristische Namen ich nicht nennen will. Jeder hebt seiner eigenen Nase Vorzüge hervor, in nicht gerade immer appetitlicher Weise, und am Ende bleiben die Preise aufgehoben, weil die Bauern auf einander losgefahren sind (III. 3, 11). Wie noch jetzt tüchtige Prügel ein Hauptvergnügen der Bauern auf ihren Kirchweihen sind, so nehmen eine Menge Fastnachtsspiele diesen komisch-tragischen Ausgang, namentlich bekommen auch regelmäßig Prügel, wie noch heut zu Tage überall, diejenigen, die den Leuten die Wahrheit sagen, der wahrsagende Zigeuner in der Rockenstube eben so gut (III. 3, 5.), wie der Abenteurer, der die Gewohnheit hat, wo er ist, die Wahrheit zu sagen, und vom alten einäugigen Bauern und dessen gleichgezeichneter Ehegattin, denen eben diese Wahrheit nicht gefällt, zum Hause hinaus geschlagen wird (I. 4, 341). Es ist unmöglich, alle die ergötzlichen Schwänke, welche die Dummheit der Bauern darstellen, auch nur andeutungsweise vor-

zuführen, ohne dieses Capitel über Gebühr zu erweitern. Besonders die fünsinger und lappenhäuser Streiche sind eine reiche Quelle, wie bei den Städtern die Schildaer und Hirschauer eine traurige Berühmtheit haben. Darum nur noch ein einziges Stückchen, das der Dichter in die nächste Nähe verlegt. Zu Poppenreut, das auch einen Pfarrherrn voll guter Schwänke gehabt haben soll, der einst den Prügel auf der Kanzel zum Wurfe aufhob, welcher nur den Ehebrecher treffen würde, worauf alle Bauern schnell die Köpfe duckten (I. 5, 373′) — zu Poppenreut also war ein einfältiger Bauer, welchem einst seine Frau, da sie Milch in die Stadt trug, das Kochen übergab. Als er beim Blasen des Hirten das Vieh ausließ, fiel ihm ein Kalb in den Brunnen und ertrank, wie er beim Wasserholen fand. Unterdessen hatte das Fleisch die Katze gefressen, und während er dieser nachlief und ihr die Lende einschlug, brannte ihm sein Kraut an, so daß er im Zorn den Hafen an die Wand wirft. Am meisten dauert ihn aber sein Kalb; dazu fürchtet er sich vor den Schlägen, die er von seinem Weibe bekommen werde. Nun, denkt er, ich hab' doch viel Hühner im Haus; wie diese aus Eiern Hühner ausbrüten, so will ich's auch machen mit dem Kalbe. Daher nimmt er einen Korb, legt sieben alte Kuhkäse hinein und setzt sich zu brüten darüber. Als nun die Bäuerin heimkam, und ärgerlich die ganze Bescherung gefunden, suchte sie ihren Mann; der saß oben auf dem Boden, und erwiederte ihr Schelten erst durch Krähen, dann pfiff er sie an wie eine Gans, wenn sie über ihrer Brut sitzt. Ingleichen auch den Pfarrer, der den Teufel in ihm beschwören wollte; denn beide meinten, der Mann sei besessen; bis er zuletzt zankend den Pfarrer anlief, daß

er ihm die Brut verdorben, zeigend auf die im Käse zappelnden Maden, deren jede ein Kalb geworden wäre (II. 4, 51').

Ob dieser Bauer blos aus Furcht vor seiner Frau über dem Käse gebrütet und ob seine Angst ein specieller Beweis seiner Albernheit, oder ob sie eine allgemeine an allen Ehemännern wahrnehmbare Erscheinung ist, müßte ein interessanter Gegenstand einer Untersuchung sein. Denn diese Frage führte auf das Verhältniß der Männer zu den Frauen und auf die Betrachtung des Charakters dieser allein liebenswürdigen Hälfte der menschlichen Gesellschaft. Wollen wir es wagen, sie anzustellen, meine verehrten Zuhörerinnen? Wollen wir diese Gelegenheit benützen, zu erfahren, was er über Ihr Geschlecht sagt, der Schelm? Ja, der Schelm, sage ich! denn er kann selbst nicht geglaubt haben, was er in hundert Variationen versichert. Denken Sie nur: er spricht es wie eine fixe Idee aus, daß alle Ehemänner sich vor ihren Frauen fürchten. Gut für uns, so siegen wir! lese ich in der triumphirenden Miene einer schönen Dame. Verzeihen Sie, werthe Freundin, Hans Sachsens Frauen siegen ja nicht durch Liebenswürdigkeit, wie Sie, sondern durch Zanksucht, durch Mißbrauch ihrer edlen Sprachfertigkeit und Zungengeläufigkeit, sie kämpfen gegen die Männer mit ungleichen Waffen, sprechen zehn Worte, bis der Mann mit schwerer Zunge ein einziges stammeln kann; und um diesen Vorwurf, das weiß ich, möchte von Ihnen keine den Sieg erkaufen. Von dem Olympe der Götter bis herab zu den Hütten der Bauern beschuldigt der boshafte Dichter alle Frauen der Herrschsucht. Schon Jupiter und Juno streiten sich über die Frage: Ob Weiber oder Mänder zun Regimenten tüglicher sein (I. 4, 271 ff.),

wobei unter anderem Jupiter sagt: Im mund habt ir ewer schwerd, das sicht, und der Narr dazu nicht unwitzig, obschon gottlos genug, bemerkt: So muß man sie auff dscheiden klopfen. Während sie nun die Verdienste großer Männer und Frauen gegenseitig abwägen, macht Juno die ziemlich richtige Bemerkung:

Wir Weiber sind euch nur zu glehrt,
Euch Männern ist im hertzen leid,
Daß wir euch sind nur gar zu gscheid,
Zeij geine, die einseltig ist;

worauf Jupiter entgegnet, das sei keine Weisheit, wie man sie zum Regieren brauche, sondern Tücke und Hinterlist, deren die Weiber voll stäken. Mercurius aber meint, man solle einmal das geistliche und weltliche Regiment, das jetzt ohnehin nichts tauge, den Frauen überlassen,

Ob es villeicht wolt besser werden,
Weil es ohn das schier ist gemein,
Das jede Herr im Hauß will sein.

Die Emancipationsfrage ist also nicht von heute oder gestern, sondern wird in eben dieser Comödie, namentlich was die gleiche Befähigung beider Geschlechter betrifft, breit genug abgehandelt, obwol sich am Ende der Seher Tiresias, welchem die Entscheidung übertragen wird, bestimmt für das Fortbestehen des alten Verhältnisses ausspricht. Könnte man es nun dem zurückgesetzten Geschlechte verargen, wenn es an den Herren der Schöpfung Rache nähme, und mit seinen eigenthümlichen Waffen sich Rechte eroberte, so viele es bekommen kann; wenn es uns den Thron der Merowinger ließe und selbst den Major domus machte, den ergebenen Minister, vor welchem der König den mei-

sten Respect hat? Es war ein altes Sprichwort in Nürnberg, dessen Ursprung ich nicht anzugeben weiß, daß derjenige den Schweine-Bachen im deutschen Hof holen darf, welcher sich nicht von seiner Frau beherrschen läßt; eben so wenig als jene zwei Bauern, welche darauf ausgingen (I. 5, 355), hat ihn noch ein anderer bekommen. Wie indeß unter dem Krummstab, so ist gut wohnen unter dem Pantoffel; denn geistliche Fürsten und Frauen herrschen durch Liebe. Anders freilich die Frauen unsres verläumderischen Dichters.

Wenn die Nachbarin in der geschwätzigen Rockenstube sich vor ihrem Manne fürchtet, weil sie zu lange ausgeblieben, gibt ihr die Frau den zweckmäßigen Rath:

> Und wenn ihr zu ihm geht hinein,
> So fahet selb zu schelten an,
> Damit schweig ich offt meinen Mann,
> Die Lehr ich von meinr Mutter bracht (I. 1, 340);

und nachdem beide edle Seelen schon lange ihre Männer, ihr Gesinde und allerlei Leute ihrer Bekanntschaft im vertraulichen Gespräche ausgerichtet haben,

> Giengen beyd zu der Stuben nauß,
> Stunden noch schier ein Stund im Hauß,
> Da speyten sie erst grosse brocken.

Das böse Weib, welches zuerst Knecht und Magd ausgescholten, wird bald auch mit dem Manne fertig, der den Hader beseitigen will, und mit dem Nachbar, welcher dazukommt, um Frieden zu stiften (I. 5, 358 ff.). Schlimm haben es allerdings auch die Mägde; denn diese müssen alle schlampig (schlüchtisch), gefräßig und stüdfaul sein:

Wenn ein Fraw sonst nichts weiß zusagn,
So thuts über ir Haußmeyd klagn. (I. 5, 383 ff.)

Ihnen ist keine Rast gegönnt, denn die Frauen sind „Fegteuffel,“ wie es gar oft heißt, und in einem Kampfgespräch zwischen einer Frau und ihrer Magd sagt letztere:

Wann wir ein schlechten Feyertag han,
So facht ir dann ein waschen an,
Fegt das Zien oder fidert Bett,
Auff das ich nur kein fried nicht hett,
Zu bessern mein elende kleider. (I. 5, 383'.)

Inzwischen stellt uns der Dichter auch manch ergötzliches Exempel wirklich schlechter Mägde auf: Die faule Hauß Maijd (I. 5, 381) ist z. B. ein herrliches Genrebild. Aber ich will von den Fehlern der Mägde absichtlich nicht reden, damit ich nicht die Aufmerksamkeit meiner verehrten Zuhörerinnen von meinem Vortrage ab auf die Erinnerung an die ihrigen lenke und ihren schweigsamen Mund veranlasse, sich klagend gegen die theilnehmende Nachbarin zu öffnen. Ohnehin ziehen ja die Mägde immer den Kürzern, also kann ich auch kurz an ihnen vorübergehen, und will nur den vielfach von ihnen geärgerten Frauen noch den leidigen Trost geben, daß die Mägde damals nicht um ein Haar besser waren als die ihrigen. Den schönern Trost wissen sie selbst schon, daß sie ihren Regreß für den Aerger, den ihnen die Magd verursachte, am Manne nehmen dürfen.

Diesem geht es denn freilich am schlimmsten, da er an ein böses Weib unauflöslich gekettet ist und ein langes Leben nichts als „Kieferbes“ zu essen bekommt. Denn nicht immer schlägt die Arznei mehr an, welche Salomo dem Joseph gelehrt hat. Als dieser nämlich dem weisen Könige

klagte, daß er der seinigen anfangs den Zaum gar zu lang gelassen, daß er sie nicht zuerst gebogen und ihren Eigenwillen abgezogen habe, daß sie nun halsstarrig worden sei und weder auf böse noch auf gute Worte achte, so antwortet jener, er solle auf ihren Kopf an die zwei Pfund Fünffingerkraut legen, das sei der Arzenei ein Grund (III. 3, 25). Auch gelingt nicht jederzeit die andere Heilart Salomos mit Worten, Würzen und Steinen, wie jenem Manne, der die seinige erst mit Worten zu besänftigen sucht, dann der zornigen einen Blumenstrauß unter die Nase hält, darauf ihr einen mit Edelsteinen besetzten Ring zum Geschenk machen will und sie zuletzt, dem Spruch eine andere Deutung gebend, mit Steinen wirft, bis sie vor ihm auf die Kniee fällt (III. 3, 48 ff.). Und das noch barbarischere Mittel jenes Gesellen, der dem Dichter auf der Hallerwiese begegnete und ihm sagte, seine Frau sei nicht wie andere Leute geschaffen, sie habe neun Häute, deren jede besonders geschlagen sein müsse, bis man auf die letzte, die Menschenhaut, komme (I. 5, 389'), mag immerhin nur ein Palliativ gewesen sein. Manchem Manne ergeht es dabei wie jenem armen, welcher mit seiner Ehegenossin im redlichen Zweikampf durch Prügel entscheiden will, wer die Herrschaft im Hause haben soll. Er will ihr Hälmlein ziehen lassen, wer den ersten Schlag habe; sie aber schlägt ohne Weiteres auf ihn los, so daß er flieht und beide Hände aufreckend zu ihr spricht:

Hör auff liebs Weib ich gib dir gwunnen
Es ist mir je der Kunst zerrunnen,
Sey du nun fürbaß Herr und Mann,
Ich will dir gar sein unterthan,

Im Hauß wie ein alt Weib umbzaspen,
Spinnen, Garnwinden und abhaspen,
Spülen, kehren, betten und waschen,
Sudeln und prudeln in dem Aschen. (II. 4, 21.)

Darum kann auch der alte Bauer Lötsch nicht begreifen, wie sein Sohn Heintz zwei Frauen zugleich heirathen will, da er selbst mit einer kaum auskomme. Und wenn nun auch der Bursche meint, das sei wol wahr, aber die Mutter sei groß, seine beiden aber klein, so antwortet der vorsichtige Vater:

Die klein sind böser denn die grossen,
Sie würn dich untert Benck noch stossen,
Und ein Ayrenschmaltz auff dir essen,

und gibt ihm für's erste Jahr eine, wolle er dann noch die zweite, so solle er sie haben. Aber ehe noch das Jahr um ist, sagt der junge Ehemann, welcher unterdessen bleich und gelb geworden:

Wolt sie wer ein Wolff, lieff gen Holtz,

und will keine zweite mehr; und der Schwiegervater räth ihm, er solle anrufen Sanct Kolbmann (II. 4, 11 ff.). Wie edel war darum das Herz jenes Biedermannes, welcher seine böse Frau, die ihn lange gepeinigt, zu Grabe begleitete, von Herzen froh, daß sie nun die Marter der Krankheit überwunden hat; keine Leiche ist im ganzen Jahr so ehrlich begraben worden; der Bruder braucht kein schwarzes Kleid anzuziehen, sie zu betrauern, denn sie habe ein gar schönes Ende genommen; es wäre nicht zu wünschen, daß sie wieder käme und der himmlischen Freuden beraubt würde. Und der Bruder stimmt ein in diese christlichen Gedanken. Auch er gönne seinem Weibe alles Gutes:

O daß der heilig Todt auch kem,
Und sie von disem Erdrich nehm,
Und führts in Himmel zu der deinen,
Ich künd ja auch darumb nit greinen,
Noch leid tragen, als weng als du,
Weil sie dort wer in ihrer rhu,
Und hett als unglück überwunden,
Ließ mich gleich auff dem Erdrich unden.
Wolt wenn sie decht auff Erden her,
Daß sie noch höher droben wer,
So grosse lieb trag ich zu ihr.

Dann gehen Mann, Bruder und der gleich gesinnte Schwager zum Wein, nach altem Brauch die Seel zu vertrinken (I. 5, 397'). Wie macht es dagegen die Frau mit ihrem Manne, der sich todt stellt, ihre Liebe zu prüfen? Sie kommt von der Wäsche heim und sieht ihn liegen. Nun weiß sie nicht, soll sie zuvor weinen oder essen. Weil sie aber auch vom Waschen naß ist, so will sie sich erst trocken anlegen, dann fünf Eier in ein Schmalz schlagen und eine gute Maß Wein vom Keller holen, sich in dem großen Herzeleid zu laben. Denn

Nüchtern tantzen und nüchtern weinen
Ist wol bekommen gar nie keinen.

Dann schimpft sie über die lausigen Pfaffen, die das Verbot ausgewirkt, in der Fasten keine Hochzeit zu halten. Ein altes Betttuch ist ihr zu theuer, den guten Mann hineinzulegen, in eine Säuhaut soll ihn die Nachbarin nähen, am Abend soll man ihn in die Kirchen tragen, und weil er ohnehin nicht gerne opfern gegangen, braucht es auch keine Seelmesse. Und wie nun der Mann plötzlich aufsteht, hat

sie gleich die Ausrede bereit, sie habe wohl gewußt, daß sein Tod nur Verstellung sei (III. 3, 59).

In dieser Weise, verehrte Zuhörerinnen, verspottet der schalkhafte Dichter Ihr Geschlecht, dem er auch nicht einmal seine biblische Abstammung läßt (II. 4, 54) *). Ich will mich weiterer Beispiele enthalten, so viele ich deren in Bereitschaft hätte, um nicht auch die sanfteste Seele zum Zorn zu reizen, und will den Balsam auf ihre verwundeten Herzen legen, daß er auch die Männer keineswegs verschont hat. Läßt er auf dem einen Blatte sieben Männer über ihre Weiber klagen, den einen weil er eine Frau von 80 Jahren hat, die ihn immer eifersüchtig zu Hause halten will; den andern, der eine junge geheirathet um ihrer Schöne willen, weil sie den ganzen Tag geputzt im Fenster liegt und auf die jungen Knaben hinabschaut; den dritten, dessen Frau stets am Klappermarkt steht, die Erbsen zu Kohlen verbrennen läßt und den Schmutz hinter die Stubenthüre kehrt; den vierten, weil sie selbst das Geld einnimmt und ausgibt, indeß er der Narr im Hause sein muß; den fünften, dem die seinige Kandeln, Schüsseln und Teller versäuft, indeß die Gattin des sechsten nie aufhört zu brummen, so daß er zwei, drei Tage nicht mehr nach Hause mag, bis sie ihn vom Wirthshaus heimholt; der siebente aber hat nichts zu klagen, als daß sein Weib jetzt zu feist und schwer ist (I. 5, 390); stellt er also hier eine Muster-

*) In jenem Schwanke heißt es, Gott habe seine Hände gewaschen, welche vom Herausnehmen der Rippe blutig waren. Da habe ein großer Hund diese genommen. Gott sei ihm nachgelaufen, habe den Hund beim Schwanze ergriffen, diesen ausgerissen und daraus das Weib gebildet.

karte artiger Frauen zusammen: so begegnen wir gleich auf dem nächsten Blatte den sieben Weibern, die über ihre ungerathenen Männer klagen. Die erste und älteste unter ihnen hat ihren jungen Mann erst zu einem Herrn gemacht; der aber heißt sie nur seinen alten Betzen und treibt sich mit andern herum. Möchte es diesem Bösewicht, welcher das Männergeschlecht beschimpft, einmal ergehen, wie jenem Buhler, dem die Frau auf die Klage von seinem kranken Herzen entgegnete, er solle sich ins Spital tragen lassen, und auf die Worte:

zart Fraw, wist daß ich brinn
In Lieb gleich wie in einer Glut,

folgender Maßen erwiederte:

Wenn ir denn brennen thut,
Weiß ich kein rath zu disem schaden,
Denn thut euch in der Pegnitz baden,
Als denn erlischt in euch das Fewer! (II. 4, 45′.)

Die zweite, eine junge, hat einen alten grauen Mann um des Geldes willen genommen; der schleicht ihr nun nach an allen Orten, horcht wie eine Maus, wenn ein anderer ein Wort mit ihr spricht; ohne ihn darf sie nicht aus dem Hause gehen noch zum Fenster hinaus schauen *). Die dritte hat einen Mann, mit dem sie verdorben ist; denn er läuft den ganzen Tag auf Neuigkeiten herum, nähme des Kaisers Gut auf Borg und hat keinen Sinn aufs Zahlen. Sie ist aber doch noch besser daran als die vierte, welche einen Weinschlauch geheirathet hat, oder die fünfte mit ihrem Spielbuben, der, wenn er sein Geld verloren, fluchend

*) Vergl. über dieses Thema u. a. das Fastnachtsspiel (IV. 3. 7): Der groß Eyfferer, der sein Weib Beicht höret.

nach Hause kommt, daß der Erdboden krachen möchte; wenn sie dann was redet zu den Sachen, so schlägt er ihr die Haut voll; all' ihre Kleider, ihr Zinn und Bette hat er ihr versetzt, so daß sie nun im Stroh liegen muß, obschon sie ihm einst viel Geld zubrachte. Der sechsten geliebter Gatte hat außer den bisher genannten Tugenden noch diese, daß er ein Raufbold ist, der überall Händel hat. Der siebenten aber thut nichts leid, als daß der ihrige so oft und lange über Land sein muß, und diese gibt den übrigen die noch immer beherzigungswerthe Lehre, sie sollten doch nicht so thöricht über ihre Männer klagen, sich vielmehr gütlich bemühen, daß dieselben von unrechter Weise abließen, weil sonst die Frauen mit ihnen nur sich selbst zu Schanden brächten. Trunk und Spiel waren Hauptlaster unter der Männerwelt, und um so verderblicher, weil beide meist Hand in Hand gehen, und Unlust an der Arbeit erzeugen. Gute Gesellen und nasse Knaben, wie dergleichen Leute häufig bei unsrem Dichter heißen, sind auch gewöhnlich diejenigen, welche den ganzen Tag „in der Stadt umbleyern" und es am Ende so weit mit ihrem Hausstande bringen, daß, nach dem damaligen Sprichworte, die Katze ihr bestes Vieh wird. Wenn man die Thätigkeit und Arbeitsamkeit, wenn man die Frömmigkeit und Tugend jener Zeiten nicht ohne Grund hervorhebt, so darf man dergleichen Schilderungen sittlicher Versunkenheit und Haltlosigkeit in der Männerwelt, wie sie uns der Dichter ziemlich zahlreich vorführt, nicht aus den Augen verlieren; und wenn man nun allerdings die durch den Zweck des Schwanks oder Fastnachtsspiels gebotene Uebertreibung in der Darstellung der Laster bei ihrer Würdigung in Abzug bringt, so bleibt doch

immer so viel davon übrig, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß die erhöhte Cultur nicht bloß eine Verfeinerung des äußeren, sondern auch eine Zunahme des sittlichen Lebens in der bürgerlichen Gesellschaft begründet hat. Was auch theologische Eiferer behaupten mögen: der Zeitgeist, welchem die kirchlichen Symbole nicht mehr genügen wollen, ist, den moralischen Maßstab ans Leben, auch nur ans Privatleben gelegt, ein ungleich edlerer, als jener, unter dessen Herrschaft man sie aufgestellt hat. So führt die Betrachtung des Scherzes wieder zum Ernste zurück; wie der Dichter selbst immer beides vereinigt und auch da, wo er die Thorheit dem Gelächter preis gibt, den edlen Zweck verfolgt, die Sittlichkeit des Lebens zu fördern und christliche Frömmigkeit zu mehren. Das ist es eben, was uns an den Dichter fesselt, daß sein Scherz und Spott auf einer tiefen moralischen Grundlage ruht, und daß er, wenn er das ganze tolle Treiben gemeiner Menschen an uns vorüberführt, doch selbst hoch darüber steht und mit schlichtem Sinne die Wahrheit und Tugend in der ganzen liebenswürdigen Schönheit ihrer Erscheinung daneben stellt. So bleibt der Spott frei von Menschenhaß und Weltverachtung abstracter Tugendenthusiasten; am lichten Taghimmel des Menschenlebens ziehen einzelne Wolken, aber immer blickt dazwischen die Sonne durch. Derselbe Dichter, welcher warnend einen alten Mann ihm, als er Bräutigam war, die neun Verwandlungen im ehelichen Stande verkünden läßt, deren letzte ihn zum geduldigen Hiob machen würde, der alle Bürden leidet und trägt (I. 5, 330); derselbe Dichter, der uns, wie wir sahen, das weibliche Geschlecht nicht eben von der liebenswürdigsten Seite geschildert hat, stellt

doch einen „Ehrenspiegel der zwölff Durchleuchtigen Frauen deß alten Testaments" auf (I. 1, 35), und kennt, wenn wir ihn ernstlich fragen, nichts herrlicheres als den ehelichen Stand, in welchem noch jetzt „Christus will wohnen als ein holdseliger Heyland" (I. 1, 46), und empfiehlt ihn bei jeder Gelegenheit, obschon seine eigne Frau, mit der er fast 41 Jahre lebte, mit Worten gegen das fahrlässige Gesind etwas heftig war (III. 1, 195′), und auch ihm täglich „Kifferbeisspeiß" zurichtete mehr als er verdauen konnte (V. 3, 378′) *); er fand doch bei ihr rechte Lieb und Treu von Anfang an ihr Leben lang, und wünschte, daß er sie gehabt haben möchte bis an sein Ende. Ist ja der Mann nicht glücklicher als im Besitz eines arbeitsamen Biederweibes (vgl. Das Frawen Lob eines Biderweibs I. 4, 335′); die erfreut ihn alle Stunden; bei der mag er sein frei und frisch, ruhsam und sicher, ohne scheuen und sorgen; je lieber er sie hat und herrlicher, um so mehr ist er geachtet bei Freundschaft, Nachbarschaft, Magd und Knecht; seine Kinder kommen zu Ehren in Zucht, Strafe und Lehre, sein Gut nimmt zu; und kommt Widerwärtigkeit, so läßt sein Weib ihn nicht einsam verzagen, hilft die Bürde getreulich tragen.

---

*) Seine wahre Ueberzeugung sehen wir aus dem Spruch: Das bitter, süß ehlich Leben (I. 4, 328′), wo in Beziehung auf seine Ehe folgende Stelle charakteristisch ist:

Dieweil den Eheweibern allen
Das Hönig vermischt ist mit Gallen,
Der ich hernach wol hab entpfunden,
Und noch zu den heutigen stunden,
Jetzt klag ich auch gebleuten Arß,
Wers nit will glauben, der erfahrs.

Schaw dise Lieb die ist holdselig,
Gott und den Menschen gar gefellig,
Auß der entspringet alles guts,
Ein überschwenglich großer nutz,
Frid, freud und lob, reichtumb und Ehr,
Freundschafft, gsundheit, erben und mehr,
Ein gut Gwissen und Gottes Gnaden. (I. 3, 241.)

Hier haben Sie des Dichters wahre Gesinnung, meine Damen, über Ihr Geschlecht. Haben Sie nicht diese Aussprüche mit ihm ausgesöhnt, trotz allen seinen vorigen Possen? Sind nicht vom sittlichen Gesichtspunkt diese Ansichten weit mehr werth, als alle die leichtfertigen Huldigungen der Minnesänger, welche sie ihrer Göttin spendeten, indeß das Glück des häuslichen Lebens ihnen fremd war? Dieß ist der große Fortschritt des Reformationszeitalters, daß es die Ehe als eine göttliche, beseligende Einrichtung betrachtete, und die Ehelosigkeit nicht mehr als einen Stand grösserer Heiligkeit; dieß machten die Reformatoren durch Lehre und Beispiel geltend, ungeachtet aller Schmähungen und Pasquille der Gegner; dieß hob auch Hans Sachs überall nachdrücklichst hervor. Und mag er sich auch als Dichter damit geschadet haben, wenn er vielfach und oft am ungehörigen Orte seinem poetischen Stoff zum Trotze der ehelichen Liebe vor aller schwärmerischen Romantik den Preis ertheilt, so überwiegt doch bei weitem das Verdienst, das er sich um den gesellschaftlichen Zustand erworben, wenn er den Stand, auf welchen das ganze staatliche Zusammenleben, die ganze bürgerliche Ordnung, der ganze Segen der Civilisation begründet ist, auch dem Gemüthe nach in die Rechte einsetzt, die ihm gebühren, und die Ehe nicht als

das Grab der Liebe betrachtet wissen will, sondern als einen holdseligen Garten Gottes, in welchem ihre Blumen erst recht schön duften und blühen, und ihre Früchte gedeihen und reifen. Darum Heil dem bürgerlichen Dichter, und wehe den Abenteurern, welche mit frechem Tritte in diesen Garten einzudringen suchen, die Blumen zu zertreten und die Bäume umzuhauen!

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

III.

Ich habe Ihnen in den beiden vorigen Vorträgen des Dichters Jugendleben vorgeführt, habe die Grundsätze geschildert, denen er in Beziehung auf religiöses, bürgerliches und Privatleben huldigte, habe die Richtung seiner Poesie in Ernst und Scherz darzulegen versucht; es bleibt mir nun für gegenwärtigen Vortrag übrig, von den dichterischen Formen zu reden, in welche er seine Gedanken kleidete und durch welche er auf seine Zeit die große Wirksamkeit üben konnte, die er gehabt hat; und dann den Menschen durchs Leben weiter zu geleiten, bis er der Natur den Tribut bezahlte.

Hans Sachs hat als Dichter geleistet, so viel in jener Zeit überhaupt möglich war. Denn er hat sich aller Formen bemächtigt und in jeder derselben auch der Masse nach unglaublich viel gedichtet, so daß er an Productivität von keinem deutschen Dichter erreicht worden ist. Außer den bereits angeführten 4275 Meistergesängen, welche sämmtlich nach seinem eignen Willen ungedruckt geblieben sind, hatte er, als er am 1. Jan. 1567 seine Bücher inventirte, 17 Sprüchbücher, alle eigenhändig geschrieben, und das 18. angefangen. In diesen letztern waren enthalten 208 Comödien, Tragödien und kurzweilige Spiele, deren größter Theil in Nürnberg und andern Städten, die sich dieselben kommen ließen, nah und fern gespielt worden war; ferner

geistlich und weltlich mancherlei Gespräche und Sprüche von Lob der Tugend und guten Sitten für die Jugend, auch mancherlei Sprüche aus der verblümten Poeterey d. i. Allegorien, und auch von manchen weisen Heiden, wie von der Natur, Fabeln und Schwänke, lächerliche Possen, seltsame Ränke, dieser Gedichte zusammen 1700, davon in 3 Büchern 788 Stücke gedruckt seien, ein viertes und fünftes Buch, welche etliche Hundert Stücke enthalten sollten, würde noch im Druck erscheinen, wie sie denn auch nach seinem Tod erschienen sind. Dazu, außer den prosaischen 7 Dialogen, eine Menge Psalmen und andre Kirchengesänge, auch veränderte geistliche Lieder, auch einzelne Gassenhauer, Kriegs- und Bullieder, 73 in Summa, theils in bekannten, theils in 16 selbst erfundenen Melodien, so daß wir hier den Meistersänger umschlagen sehen in einen Dichter von Volksliedern, nur schade, daß er diese nicht in den Druck gegeben hat. Die Summe aller seiner Gedichte betrug 6048 *), ohne die kleinen, die er nicht eingeschrieben hatte. Diesen Bericht stattet er uns selbst ab in dem Schlußgedicht des fünften Bandes im zweiundsiebenzigsten Jahre seines Alters, und fügt bei, daß eben dieses Gedicht, in welchem er eine kurze Selbstbiographie niedergelegt hat, sein letztes sein solle. Es vertheilen sich also, wenn man mit 1567 abschließen will, seine Gedichte auf 53 Jahre seines Lebens, da er im Jahre 1514 begonnen hat; somit kommen durch-

*) Puschmann gibt die Zahl auf 6636 an. Ist seine Zählung richtig, so würden die 588 überzähligen in die folgenden Lebensjahre fallen, wenn man nicht, da dieß für die wenigen Jahre, in welchen er noch dichtete, zu viele sind, annehmen will, der Dichter habe selbst falsch gerechnet.

schnittlich auf das Jahr 114, was für einen Mann, welcher nur die Nebenstunden benützen kann, eine außerordentliche Productivität ist, zumal wenn man bedenkt, daß die Meistergesänge ziemlich lang sind, daß natürlich auch die dramatischen Sachen einen bedeutenden Raum einnehmen, und daß der sachliche Stoff nur durch die umfassendste Lectüre und der philosophische durch besonnene Reflexion zu gewinnen war. Man kann freilich sagen, er war nicht eben wählig im Aussuchen desselben. Wenn er z. B. den ganzen Hausrath, welchen man im ehelichen Leben bedarf, bei 300 Stücken, aufzählt, (I. 4, 330), so hat das für den Leser ein antiquarisches, aber kein dichterisches Interesse, und seine Vergleichungen verschiedener Thiere mit menschlichen Charakteren (z. B. eines kargen reichen Mannes mit einer Sau in 40 Stücken I. 3, 252), seine Aufzählungen der 36 Turniere in Deutschland (I. 2, 140), aller römischen Kaiser von Christi Geburt bis Karl V. (I. 2, 143), der 72 Namen Christi (I. 1, 56), der hundert Thierlein, mit ihrer Art und Natur, der 124 Fische und Meerwunder, oder gar der 110 fließenden Wasser Deutschlands (II. 2, 81 ff.) wird Niemand poetisch finden wollen *). Aber dergleichen Verirrungen, die denn doch im Ganzen selten sind, finden in der ganzen Ansicht der Zeit, welche der Poesie den Zweck der Belehrung anweist und jede ihrer Gattungen didactisch macht, eine Entschuldigung. Und so erhält auch jedes Gedicht, das ernste Drama wie der leichte Schwank, die Form

*) Damit man nicht glaubt, solche geistlose Reimereien gehörten seinem Alter an, bemerke ich, daß die Aufzählung der römischen Kaiser von 1530, das Regiment der anderthalbhundert Vögel von 1531 ist.

der Fabel, welcher „der Beschluß“ oder die Moral nicht fehlen darf. Wer kann es läugnen, daß durch diese Betrachtungsart und die derselben entsprechende Behandlung der Poesie eine gewisse Eintönigkeit in dieselbe einzieht, und daß wir vom künstlerischen Standpunkt aus unserm Sachs sein **Haec fabula docet** mit Vergnügen erlassen würden? Aber dieß ist es eben, was ich gleich am Anfang dieser Vorträge hervorhob: um gegen den Dichter gerecht zu sein, dürfen wir keinen Augenblick den Standpunkt seiner Zeit aus den Augen verlieren, welcher ein religiös sittlich reformatorischer war und von ästhetischer Ansicht noch nicht die geringste Ahndung hatte. Neben dem moralischen Zweck gab es nur noch eine doppelte Rücksicht: erstens durch den Stoff zu belehren, also irgend etwas Neues mitzutheilen, oder zweitens zu erheitern, wobei der Volkswitz, der damals unendlich stärker als jetzt war, seine Rechnung fand. So hatte also ein Dichter allerdings in der Wahl von Gegenständen vermöge der Genügsamkeit seiner Zeitgenossen einen sehr weiten Spielraum. Aber bei alledem bleibt es bewundernswürdig, wie Hans Sachs einen so ungeheuern Reichthum von Sujets hat zusammenbringen und eine Erbschaft hinterlassen können, an welcher eine ganze Generation von Dichtern zu zehren hätte.

Da nun aber mit Stoff und Lehre der Zeitgeschmack vollkommen befriedigt war, so brauchte er auf die Form nicht eben besondern Fleiß zu verwenden. Alle seine gedruckten Gedichte und jedenfalls auch die ungedruckten ausser den Meistergesängen — die ihre besondern Gesetze haben, und von denen ich hier nicht rede — sind in Jamben und zwar mit wenigen Ausnahmen in vierfüßigen Jamben mit

abwechselnd männlichen und weiblichen Reimen geschrieben, welche der Sylbenzahl nach völlig regelmäßig sind. Aber das muß man wohl beachten, man zählte die Sylben und maß sie nicht. So entsteht in diesem eintönigen Verse eine große Mannigfaltigkeit, je nachdem der Wortton zufällig mit dem des Verses zusammentrifft oder nicht. Ich will mich populär ausdrücken und sagen: Hans Sachs schreibt fast alles in Knittelversen. Denn der Knittelvers ist ursprünglich nichts andres als ein vierfüßiger Jambus, in welchem die Sylben nach Belieben lang oder kurz sein können. Erst die Neuern, welche diesen Vers gepflegt haben, Göthe voran, haben dieses Gesetz mit dem der vier Hebungen vertauscht, zwischen welchen eine beliebige Anzahl von 1, 2, 3 Senkungen inne liegen kann, und auf diese Weise, welche an der uralten germanischen Messung der Nibelungenstrophe eine Analogie hat, ungleich größere Freiheit gewonnen. Hans Sachs dagegen ist in der Sylbenzählung sehr genau, und die wenigen Ausnahmen lassen sich meist als Druckfehler beseitigen. Auch sein Reim ist im Ganzen rein zu nennen; nur muß man dabei in Erwägung ziehen, daß die Wortformen, welche die Schriftsprache gebrauchen darf, noch nicht völlig genau ausgesondert und vom Volksdialecte getrennt waren, so wie auch in Ausstoßung von Vocalen und Zusammenziehung von Sylben eine weit größere Freiheit herrschte, als man gegenwärtig verstatten würde.

Hans Sachs hat selbst seine Dichtungen unter verschiedene Rubriken gebracht, und Gedichte der verschiedenen Rubriken in die einzelnen Bände seiner Werke vertheilt, ohne sich jedoch ganz gleichförmig zu bleiben. Im ersten Band

macht er fünf Abtheilungen: 1. Geistlich Gesprech und Sprüch, d. h. geistliche Tragödien und Comödien, welche den gemeinsamen Namen Gespräche führen, und geistliche Erzählungen und Betrachtungen verschiedener Art. 2. Weltlich Histori und Geschicht, d. h. weltliche Tragödien und Comödien und Erzählungen von weltlichen Geschichten; 3. Von Tugend und Laster und 4. Mancherley ungleicher Art und Materi; diese beiden Rubriken sind in den folgenden Theilen nicht mehr getrennt, wie denn auch eine Scheidung derselben unmöglich war. In beiden sind allerlei allegorische Spiele, Sprüche und Ansichten von alten Philosophen und andern berühmten Männern, so wie Beobachtungen über alle Verhältnisse des Lebens und Handelns. 5. Fabel und gute Schwenck, worunter auch die Fastnachtsspiele. Ganz ähnlich ist nun die Eintheilung in den andern Bänden, also eine Ordnung rein nach dem gegebenen materiellen Stoff, zum Beweis, daß dem Dichter die Form selbst Nebensache war.

Und in der That, was sind auch seine Tragödien und Comödien andres, als dialogisirte Erzählungen, in Acte vertheilt? Da ist noch keine Rede von Einheit der Handlung, von zeitgemäßer Charakteristik der Personen, von dramatischer Verwicklung, kurz von dem allen, wodurch das Drama die höchste Gattung der Dichtkunst geworden ist. 1564 wurde Shakespeare geboren, 1576 starb Hans Sachs; wie nahe gränzen beide an einander, und welch ein Unterschied zwischen beiden, wie zwischen Himmel und Erde! Es wäre eine interessante Untersuchung, die Frage zu erörtern, durch welche Ursachen die ästhetische Entwicklung unsrer dichterisch reich begabten Nation so lange in ihrer

Kindheit zurückgeblieben ist, daß wir Jahrhunderte mehr brauchten als ringsher unsre Nachbarn, ehe wir etwas Erkleckliches zu Stande brachten. Aber hier muß ich sie bei Seite liegen lassen und, ohne einen neidischen Seitenblick auf die Fremde zu werfen, genügsam betrachten, was unser Dichter für das deutsche Drama gewesen ist.

Daß das Drama in Deutschland wie in ganz Europa in neuer Zeit so gut, als einst bei den alten Griechen, religiösen Ursprung hat; daß es namentlich aus den verschiedenen dramatischen Momenten, welche in den christlichen Festen liegen, hervorgegangen ist, daß sich deutsche geistliche Spiele schon aus dem dreizehnten Jahrhundert finden, ist so allgemein bekannt, daß ich über die erste Geschichte des Schauspiels mich nicht näher zu verbreiten brauche *). Und wer sich einen recht anschaulichen Begriff über diese geistlichen Schauspiele verschaffen will, darf nur die Berichte über die Passionsspiele lesen, welche noch heut zu Tage in Oberammergau gehalten werden. Das geistliche Schauspiel behandelte vorerst Geburt, Leben, insbesondere aber Leiden, Sterben und Auferstehung Christi. Es waren Weihnachts-, Dreikönigs-, Passions- und Osterspiele; dazwischen wurden als Figuren zuweilen passende Episoden aus dem alten Testamente eingeschaltet. Schauplatz war entweder die Kirche, oder ein anderes großes Lokal, oder auch ein bloßes Brettergerüste im Freien, je nach der Jahreszeit. Die ganze Kunst des Dichters aber bestand darin, daß er die Erzählungen der Bibel in einen Dialog, meist mit dazwischen liegenden Recitativen und Chören, brachte, und auf mitunter sehr

*) S. Mone, Schauspiele der Mittelalters.

viele spielende Personen vertheilte, da gerade durch die Menge der Costüme die Handlung imposanter zu werden schien. Dabei fehlten auch komische Scenen nicht: der Teufel mit seinem machtlosen Zorn, daß ihm Christus die Gewalt nimmt, oder die gemüthlichen Personen der Hirten bei der Geburt oder der Salbenverkäufer nach dem Tode Christi wurden mit sichtlicher Vorliebe behandelt. In diesem Zustande fand Sachs das Schauspiel; und worin bestand nun das Neue seiner Leistung? Es kann nicht geläugnet werden, daß das ernste Drama die schwächste Seite unsres Dichters ist. Es ist noch zu wenig Kunst in der Anlage (manches Drama umfaßt den Zeitraum eines Menschenlebens), zu viel Abhängigkeit von der Quelle, zu große Einförmigkeit in der Behandlung; und doch zeigen sich in manchen Stücken schon Spuren größerer dramatischen Kunst, welche von seinem Nachahmer Ayrer ein halbes Jahrhundert später nicht überboten worden ist, wenn auch letzterer seine Stücke schon mehr für die Aufführung berechnet hat. Indeß müssen wir auch bei Hans Sachs schon eine etwas vervollkommnete Maschinerie annehmen. Wie könnte z. B. außerdem im jüngsten Gerichte Christus auf dem Regenbogen sitzen (III. 1, 187)? Ein wesentlicher Fortschritt zeigt sich bei Sachs aber darin, daß er das Drama von der Herrschaft geistlicher Stoffe emancipirte, indem er der Menge geistlicher Stücke eine eben so große Anzahl weltlicher an die Seite setzte, wodurch eben das Schauspiel aufhörte, eine Art Gottesdienst zu sein *). In der Mitte zwischen beiden

*) Schon 1527 dichtete er seine Lucretia, 1530 seine Virginia. Wie wenig damals noch die Leute an Dramatisches gewöhnt waren,

aber stehen seine vielen Stücke, welche aus der alttestamentlichen Geschichte entnommen sind. Was nur irgend aus der ganzen Bibel und was aus der profanen Geschichte oder Sage dramatische Behandlung zuließ, das hat er in eine Tragödie oder Comödie zu bringen versucht. Griechische Sage, römische, mittelalterliche Geschichte, Novellen der Volksbücher hat er dramatisch behandelt, Stücke von ältern und neuen lateinischen Dichtern hat er deutsch bearbeitet, aller Stoffe fast, welche der Zeit in andrer Gestalt aus Chroniken und Legenden zugänglich waren, hat er sich bemächtigt, und durch die Masse und Mannigfaltigkeit seiner Sujets dem bis dahin noch immer mehr auf Erzählung und Epos gerichteten Geschmack jene Vorliebe für das Drama gegeben, welche die neue Dichtung charakterisirt im Gegensatz gegen die des Mittelalters. Durch solche entschiedene Bevorzugung des Drama, und namentlich des weltlichen, ist er ein Reformator der Poesie geworden. Ich bin weit entfernt zu behaupten, es hätte Hans Sachs die ersten deutschen weltlichen Stücke geschrieben oder seine Landsleute zuerst mit dieser Gattung bekannt gemacht. Schon in unserer Volkssitte waren allerlei weltliche Aufführungen seit alter Zeit, und die Uebersetzungen altklassischer *) und neu-

---

ersieht man aus dem Prologe des letztern Stückes, wo der Herold die Zuschauer bittet, nicht zu erschrecken:

Wann alle Ding seind zugericht,
Daß keim Menschen kan schad geschehen (I. 2, 83).

*) Hans Sachs hat selbst die Menächmen des Plautus (II. 2, 19) den Eunuchen des Terenz (V. 2, 213), ja den Plutus des Aristophanes (II. 2, 13) in deutsche Comödien verwandelt, aber natürlich völlig umgeändert.

lateinischer Stücke, so wie die in Schulen gewöhnlichen Aufführungen lateinischer Comödien führten von selbst darauf. Aber gleichwol ist Niemand mit solcher Entschiedenheit vor ihm bei uns für das weltliche Schauspiel thätig gewesen, und sein Hauptverdienst liegt hier in der Masse seiner Leistungen. Der Unterschied zwischen weltlichen und geistlichen Stücken besteht aber im Stoffe, nicht in der Behandlung; eben so wenig als eine wesentliche Verschiedenheit zwischen Tragödie und Comödie wahrzunehmen ist, außer etwa, daß sich in der Tragödie das Unglück häuft, welches in der Comödie keineswegs zu fehlen pflegt. Kleinere einactige Stücke werden Spiele genannt (z. B. II. 2, 29'; 32'; 35). Durch diese außerordentliche Thätigkeit ist Nürnberg eine Hauptstätte für das Theater geworden, wie es schon vor ihm Dichter in diesem Fache, Rosenplüt und Hans Folz, aufzuweisen hat, welche indeß nur Fastnachtsspiele dichteten, und nach ihm zwei andre, Probst und Ayrer. Aber er hat seine Stücke nicht nur geschrieben, sondern den meisten Theil selbst agiren und spielen helfen (Vorr. z. III. Bd.), und sie endlich, nachdem er sie lange Zeit als einen besondern lieben heimlichen Schatz behalten wollen, auf Bitten seiner wohlbekannten guten Herren und Freunde zu dem Zweck in Druck gegeben, damit auch andre, die solche Spiele anrichten wollten, sie mit leichter Mühe bekommen könnten, wie sie denn zum Theil auch vorher in etlichen Fürsten- und Reichsstädten mit Freuden und Wunder der Zuschauer gespielt worden seien (Ebendas.).

Soll ich nun auf eine nähere Betrachtung seiner Tragödien und Comödien eingehen? Ich denke, das Beste thut zum Verständniß die eigene Anschauung; und so will ich

statt langer Reflexionen lieber ein Stück vor Ihnen analysiren. Ich wähle die Comödie: **Die ungleichen Kinder Eve, wie sie Gott der Herr anredt** (I. 1, 7′ ff.) *)

Zuerst tritt der Ehrnhold, d. i. Herold, auf und hält einen Prolog, in welchem er das Sujet des Stückes den Zuschauern aus einander setzt, in ähnlicher Weise, wie der Prolog in den Stücken des Euripides oder des Plautus. Solch ein Prolog darf bei keiner Tragödie oder Comodie fehlen, und wenn ihn nicht eine besonders dazu bestimmte Person spricht, wie fast immer, so muß ihn eine sonst im Stück verwendete übernehmen; bei großen, langen Stücken erscheint der Ehrnhold auch vor jedem Acte und erzählt die Handlung, die in ihm enthalten sein wird, so in der Passion, einem Stück von 10, im jüngsten Gericht, von 7 Acten (III. 1, 152; 182′). Darauf tritt Eva ein, klagend über ihr selbst verschuldetes Schicksal, daß sie nun von Gott verflucht und

*) Dieser Stoff ist auch als Schwank erzählt II. 4, 63, vom Jahre 1558, und als Comödie in einer andern kürzeren Gestalt, von welcher die von mir zu Grunde gelegte als erweiterte Bearbeitung erscheint, III. 1, 180. Die kürzere ist vom 23. Sept. 1553, die längere, ohne Datum, von gleichem Jahre. Als Quelle führt der Dichter im Schwank an ein lieblich Gedicht, das die Gelehrten vor Jahren zugerichtet haben, welches ursprünglich im Latein Phil. Melanchthon zugerichtet, und das nun zu Gut dem gemeinen Mann in deutsche Sprache gewendet sei. Es ist aber durchaus an keine Uebersetzung irgend einer Comödie Melanchthons zu denken, von der auch nirgends eine Spur da ist. Dieß ergiebt sich schon aus der gänzlichen Verschiedenheit der beiden Bearbeitungen. Vermuthlich war es eine bloße Erzählung, die übrigens auch nicht ursprünglich von Melanchthon war, wie dieser selbst sagt: Facere non potui, quin adjicerem narratiunculam, quae in quodam poemate exstat. Vgl. Ranisch S. 139. Anm. c.

vertrieben aus dem Paradiese mit Schmerzen Kinder gebären und sich vor ihrem Manne ducken müsse. Adam kommt müde und matt von der Feldarbeit, und wie er nun sein Weib so traurig vor der Thüre sitzen sieht, fragt er sie nach der Ursache, und tröstet sie, die über den Fluch gebeugt ist, der auf allen ihren Nachkommen lastet, mit der Hoffnung auf einstige Erlösung. Auch sei ihnen Gott nicht gram; denn wie er von Gabriel vernommen, werde der Herr morgen zu ihnen kommen, zu schauen, wie sie Haus hielten, und wie sie ihre Kinder erzögen.

Darumb so thu die kinder baden,
Strel in, und schmück sie allesand,
Und leg in an ir Feyrgewand,
Kere das Hauß und strew ein Graß,
Auff daß er hierinn schmeck dest baß,
Wenn Gott der HErr kommt morgen rein
Mit den lieben Engelen sein.

Freudigen Herzens verspricht es Eva ihrem herzlieben Manne. Adam fragt darauf nach seinen Kindern. Abel ist draußen und füttert die Schafe mit mehreren andern Kindern; Cain aber, der wüstling und böß Galgenstrick, loff hinaus, als sie ihn Holz tragen hieß,

Und thet mir lang herwider murren,
Thut etwan auff der Gaß umbschnurren,
Und schlegt sich villeicht mit den Buben,
Kan in nicht bhalten in der Stuben,
Vom Himmel so scheint auch kein tag,
Es kompt über in etlich klag,
Dasselbig quelet mir mein Hertz.

Indem sie also über ihre Kinder reden, kommt Abel herein, und erhält von den Aeltern den Auftrag, den Bruder zu

suchen. — Im zweiten Act kommen beide Brüder zusammen. Cain schilt den Abel ein Mutterkind, welchem er Lust hätte die Faust an den Kopf zu schlagen. Auf die Aufforderung, herein zu gehen, weil ihn die Mutter waschen müsse, entgegnet er:

Ich hab jetzunder ein gewaschen,
Hettn mich die Buben thun erhaschen,
Sie hetten wider gwaschen mich.
Abel: Du fleist allmal deß Haders dich,
Ich meyn du wölst ein Mörder wern.
Cain: Ich wils einmal versuchen auff Ern
An dir, du Schalck, hastus vernommen?

Er will nichts wissen von des Herrn Kommen, will wieder zu seinen Spielgesellen, will sich zwar stellen, als ob er gottesfürchtig sei, aber ein Schalk dabei bleiben. Der Herr bliebe ihm viel lieber draußen. Und wie ihn Abel warnt wegen seiner gottlosen Aeußerung, da wir ja doch beteten, daß Gott kommen möge, antwortet er:

Hab alsa wol bett hewr und fert,
Doch seiner Zukunfft nie begert,
Ich nem diß lebn, das Gott hat geben,
Und ließ Gott sein ewiges Leben,
Wer weiß, wie es dort zu wird gehn.

Und so bleibt er, ungehorsam seinen Aeltern, ohne Furcht vor Gott und dem Teufel — denn er glaubt an die Hölle so wenig wie an den Himmel — auf der Gasse. Abel kommt allein zurück; Cain gibt dem Vater, der ihm ruft, keine Antwort, und mit der Mutter, die ihn waschen möchte, streitet er sich herum; die Buben würden ihm ohnehin den Kopf waschen, wenn sie ihn erhaschten, daß ihm das Blut

über's Maul rinne. So will er denn ein Unflat bleiben, indeß Abel mit den Worten:

> Ja Mutter, ich will dir und Gott
> Gar willig und gehorsam sein,
> Dieweil ich hab das leben mein,
> Sampt andern frommen Kinderlein,

folgsam in's Haus geht. — Nun beginnt der dritte Act. Adam und Eva treten auf, Abel mit fünf andern Kindern und mit eben so vielen auch Cain. Denn Eva hat in diesem Stück 12 Kinder, 6 gute und 6 böse. Das Haus ist geziert, Eva stellt ihre wohlgerathenen Kinder in Ordnung auf, der Herr kommt mit zwei Engeln, und mit den Worten:

> Der Frid sey euch ir Kinderlein,

gibt er ihnen seinen Segen. Beide Gatten danken gerührt für den Besuch, als für ein Zeichen noch nicht ganz verscherzter Gnade. Nachdem der Herr selbst den künftigen Erlöser ihnen zum Trost verkündigt hat, geben ihm auf Adams Geheiß die Kinder, eines nach dem andern, die Hand, Cain mit seiner Rotte, ohne sein Hütlein abzuziehen, die linke, Abel aber mit den frommen Kindern begrüßt ihn demüthig und wohlgezogen. An diese wendet sich nun der Herr und läßt sie einzeln beten; sie geben eine Umschreibung der Bitten des Vaterunsers; dann stellt er Fragen über die Erhörung des Gebets, welche sie richtig beantworten. Daran reiht sich ein Examen über die zehn Gebote und deren Erklärung, dann über den Glauben nach seinen drei Artikeln, alles nach Luther's Katechismus; und wie sie nun alles ordentlich können, verheißt er ihnen den Beistand seines Geistes, daß sie einst kommen zum ewigen

Leben; auch will er ihnen Glück und Heil geben auf dieser Erde, daß große Leute aus ihnen werden sollen,

Als Köng, Fürsten und Potentaten,
Gelehrt, Prediger und Prelaten. —

Im nächsten Act tritt Cain mit seiner bösen Rotte ein sammt dem Satan; sie reden erst unter sich von ihren Neigungen, als Würfeln, Karten und Brettspiel, Fressen und Saufen bis an den hellen Morgen, Reichthum, Wollust, Herrschaft, was ihnen lieber ist als Glauben, Gebot und Gebet; und Satan läßt es nicht an Ermunterung fehlen, obwol er sich verbirgt, als der Herr erscheint. Dieser fordert zuerst den Cain auf, sein Gebet herzusagen, aber der kann nichts. Es ist ergötzlich, was er hersagt:

O Vatter Himmel unser,
Laß uns allhie dein Reich geschehen
In Himmel und in Erden sehen,
Gib uns Schuld, und täglich vil Brodt
Und alles übel, angst und not, Amen.

Eva entschuldigt sich bei dem Herrn; stets habe sie ihn unterrichtet, aber es helfe bei ihm nicht Zucht noch Strafe. Nun geht es an den Glauben. Diesen sagt Dathan folgendermaßen:

Ich glaub an Gott Himmel und Erden,
Und auch deß samens weib muß werden,
Und deß heiligen Geistes Namen,
Die Sünde, Fleisch und Leben, Amen.
Der HErr: Ist so kurtz deines Glaubens grund?
Dathan: So vil ich kaum behalten kund.

Die 10 Gebote hat Nabal gar nicht gelernt, und auf die

Frage, welche der Herr an Achan richtet, ob er auch gedenke selig zu werden, entgegnet dieser sehr bezeichnend:

Ich weiß wol wie es steht auff Erden,
Wies dort zugeht, das weiß ich nicht,
Doch wenn mich Gott darzu versicht,
Daß ich auch selig werden söll,
So wird ich selig, thu was ich wöll.

In ähnlicher Weise sprechen sich auch Esaw und Nemrot über das ewige Leben aus. Letzterer namentlich sagt:

Was mein augn sehen, glaubt das Hertz,
Nicht höher schwing ich es auffwertz,
Ich nem Ehr, gut, reichthumb dermassen
Und wolt dir deinen Himmel lassen.

Im Zorn über diese glaubenslose Rotte, welche nur an dem Irdischen hängt, verurtheilt sie der Herr zu einem armseligen Leben, und gibt Abeln den Auftrag, seine Brüder besser zu unterrichten, damit sie nicht am Ende noch gar verdammt würden. — Im fünften Act endlich tritt Cain ein, neidisch auf seinen Bruder, der ihr Bischof sei und wohl bei Hof stehe, mit Satan, welcher ihn zum Mord verleidet; und die Geschichte spinnt sich nun zu Ende ganz nach biblischer Erzählung. Der Herr stellt zum Schluß der über Abels Tod betrübten Eva noch Seth dar, als den Sohn, von welchem der Heiland abstammen soll, und die Comödie endigt, wie alle Dramen von Hans Sachs, mit einem moralischen Resumé, welches aus der Handlung gezogen und durch den Ehrnhold gesprochen wird, und aus welchem ich nur den einen Gedanken ausheben will, daß unter die gottlosen Leute ächt lutherisch auch diejenigen gerechnet sind, welche glaublos nach der Vernunft leben, wie anderswo

diejenigen unter dieser Klasse stehen, welche durch ihre Werke selig zu werden hoffen (I. 1, 18′; III. 1, 149).

Was lernen nun wir aus dieser Analyse eines der ansprechendsten Stücke unsres Dichters? Ich möchte es in folgende Punkte zusammenfassen: 1. Das Stück ist trotz seiner fünf Acte sehr kurz, und so sind es alle, selbst diejenigen, in welchen sich die Zahl der Acte bis zur Zehnzahl steigert. 2. Ein dramatischer Knoten ist nirgends geschürzt. 3. Die Zeichnung der Charaktere ist scharf und bestimmt. 4. Dagegen geniren den Dichter nicht im mindesten die stärksten Anachronismen, welche dem Stück für Leser der Gegenwart gerade einen eigenthümlichen Reiz verleihen. Man muß aber ja nicht glauben, er hätte mit diesen selbst eine comische Wirkung bezweckt; sie sind ihm alle entschlüpft in schlichter frommer Einfalt, welche sich ächte Frömmigkeit unter gar keiner andern, als eben der protestantischen Form denken konnte. 5. Das Stück heißt eine Comödie, und doch wird der fromme Abel vor den Augen der Zuschauer erschlagen. Allein es sind in demselben tröstliche Scenen genug; auch erhält ja Eva, die gebeugte Mutter, zum Schlusse noch dadurch Stärkung, daß die beseligendste Verheißung sich an Seth knüpft, welcher des getödteten Bruders Stelle einnehmen soll. Das unmittelbar vorhergehende Stück, welches den Sündenfall und die Austreibung der ersten Menschen aus dem Paradiese darstellt, heißt dagegen eine Tragödie; während Hecastus *) oder von dem reichen ster-

*) Hecastus, ein griechisches Wort, zu deutsch Jeder, weil der Inhalt auf jeden anwendbar ist. Es stellt den Tod eines reichen Weltmannes dar, welcher zuerst zittert und bebt, als er vor den Thron

benden Menschen, ein Stück, zu welchem wahrscheinlich, wie schon die Namen der Personen zeigen, ein neulateinisches die Veranlassung gab, reich ist an ergreifenden Scenen, ohne eine einzige comische zu besitzen, wol deßhalb eine Comödie heißt, weil der Sterbende durch des Glaubens Macht aus des Teufels Gewalt gerettet wird; und Esther, weil die 75000 Mann, welche umkommen, nicht vom Volke Gottes sind (I. 1, 18′). Der Gegensatz zwischen Tragischem und Comischem liegt also nicht in Tragödie und Comödie, beide können gleich ernst sein; vielmehr ist es eine eigene Gattung, welche das comische Element repräsentirt und bei

---

des Weltenrichters gerufen wird; alles verläßt ihn; er soll den Weg allein antreten, und verzweifelt. Erst dann, als er die Tröstungen der Religion umfaßt, ist des Sterbenden Seele gerettet. Ich erkläre dieses Stück unbedingt für das beste unter den ernsten Stücken unsers Dichters, sowohl in der Anlage des Ganzen, als in der Durchführung des Einzelnen. Besonders erschütternd ist die Scene, in welcher der göttliche Legat mit dem Briefe erscheint, den der höchste König geschrieben. Weder Hecastus noch sein Sohn, der fünf Sprachen versteht, vermögen ihn zu lesen; aber gleichwol kommt diesen ein Grausen an, daß ihm alle Haare zu Berge stehen, denn der Brief zeige auf eine göttliche Gewalt. Da liest der Legat:

Gott hat deins lebens zeyt gezelt,
Und die auff einer Wag gereicht,
Und die gefunden gar zu leicht,
Drumb als ein richter durch sein schwerdt
Dich abgeschnitten von der Erdt.
Gib rechenschafft von deinem leben,
Du must sterben deß tages noch,
Das ist der Innhalt schwer und hoch. (II. 1, 24′.)

unsrem Dichter gerade sehr bedeutend hervortritt, nämlich das Fastnachtsspiel.

Auch das Fastnachtsspiel hat seinen Ursprung in der Religion, aber nicht wie das ernste Drama, sondern dadurch, daß ihr zum Trotze der weltliche Sinn sich in bestimmten Zeiten recht geltend machte. Das Christenthum konnte sich nicht wie die heitere griechische Religion froh mit dem Leben vermählen und der Sinnlichkeit eine Berechtigung geben. Wie es gleich Anfangs sich dieser Welt als einer nichtigen und verderbten mit seinen Ansprüchen auf die Ewigkeit gegenüberstellte, so mußte es consequenterweise alle irdischen Leidenschaften verdammen und nur die eine für die ewige Seligkeit gut heißen. Denn der Christ muß seinem Meister nachfolgen, insoweit es dem Menschen möglich ist, den Gott sich zum Vorbild zu nehmen; und wie dieser dem Himmel entstammte und durch Kreuz und Leiden dahin zurückkehrte, so soll ein Jeder den Himmel als seine Heimath, die Erde als die Fremde betrachten. Aber wie war es möglich für ein Geschlecht kräftiger, derb sinnlicher Menschen, ihre fleischliche Natur zu verläugnen? Die Kirche ward billig und duldsam, wenn sie etwas nicht ändern konnte; sie begnügte sich, wenn das christliche Leben sich in einzelnen Zeiten dem Auge darstellte, und ließ im Uebrigen die Natur gewähren. Der ganze Ernst der Religion concentrirte sich nun hauptsächlich in der Fastenzeit; da sollte alle Jahre jedes Glied der Gemeinde aufs Neue mit seinem Erlöser leiden und sterben, und um die geistige Trauer auch äußerlich zu erhöhen und jede Störung unmöglich zu machen, war alle Lustbarkeit im Leben verpönt und verboten. Was that nun das sinnliche Geschlecht, um

sein Maß von Freuden nicht einzubüßen? Es genoß doppelt im Voraus, was ihm bald zu thun versagt war, es ließ aller Lust den Zügel schießen, die ihm bald absterben sollte, es entschädigte sich für die ganze trübselige Fasten durch die vorangehende Fastnachtszeit; je näher die Trauer rückte, desto mehr steigerte sich der Jubel, und der Kampf der Welt mit der Religion stellt sich neben einander in Fastnacht und Aschermittwoch *). Unsrer Zeit ist, namentlich in protestantischen Gegenden, nur ein schwaches Abbild von beiden geblieben; wie die Kraft des Christenthums sich minder sinnlich unter uns offenbart, so ist auch sein Gegensatz matt und schwach geworden. Dazu hat die jauchzende Fröhlichkeit in der Welt abgenommen; des Lebens Ernst ist ein innerer geworden und kein Bedürfniß in uns, ihn aufzuheben; wir denken zu viel, sind nicht mehr lustig; auch sind wir in unsern Convenienzen zu sehr erstarrt, als daß wir sie auf einige Zeit abschütteln möchten; endlich geht das ganze Streben der Gegenwart dahin, nicht bloß die Stände, sondern auch die Zeiten zu nivelliren, der Sonntag wird zum Werktag, der Werktag zum Sonntag, die Passionszeit hat ihre Trauer und der Fasching seine Lust verloren; die Beweglichkeit des Gemüths ist unwiederbringlich dahin und mit ihr auch längst das alte Fastnachtsspiel gestorben.

Es ist Schade um diese Gattung dramatischer Poesie, es hätte etwas aristophanisches daraus werden können; denn sie hat ganz die nämliche krotesk-comische Anlage, nur daß natürlich der großartige Spott fehlt, welcher in dem groß-

*) Vgl. Ein Gesprech mit der Faßnacht von ihrer Eygenschafft. (I. 5, 400.)

artigen öffentlichen Leben der Athener allein möglich war. Hätte sich das Fastnachtsspiel erhalten bis zu der Zeit, in welcher unsre Poesie künstlerische Schönheit erstrebte, und von da weiter bis unsre Nation auch politisch mündiger wird, so wäre es einer reichen Entwicklung fähig geworden. Verspottung des Religiösen, welche das Christenthum nicht recht gestattet, hätten wir ihm gern erlassen, obwol es sich zur Zeit seiner Blüthe gar sehr der wenigen Personen, die an die Dogmatik streifen und eine scherzhafte Auffassung zulassen, des Teufels und etwa Skt. Peters, bemächtigt hatte. Die feiner gewordene Sitte würde auch die gleichfalls aristophanischen Rohheiten, welche dem alten Fastnachtsspiele in Darstellung des Privatlebens zur Last fallen, mehr abgestreift haben, und es hätte eine gute Comödie auf nationalem Boden sich entwickelt, nach welcher wir uns nun wohl für immer umsonst sehnen müssen.

Ich habe diese Betrachtungen vorausgeschickt, um für Beurtheilung der Hans Sachsischen Fastnachtsspiele den rechten Boden zu erhalten. Versetzen wir uns nun in die Stimmung einer Gesellschaft damaliger Zeit, welche beim Weine in der Wohnung eines Reichen oder in einem Gasthause zusammensitzt. Eine Menge Menschen laufen am Tag und Abend vermummt in Straßen und Häusern umher, necken und werden geneckt; morgen ist der Jubel vorbei, heute will alles noch lustig sein; darum nimmt man heute keinem eine Rede übel, die morgen beleidigte; denn die Fastnacht will ihr Recht haben. Ein Wort, an Fastnacht gesprochen, verletzt so wenig, als die Aeußerung eines Hofnarren. Da treten plötzlich einige Leute in Verkleidung herein, empfehlen sich etwa den ehrbaren Herren, auch wol

den züchtigen Frauen und Jungfrauen, und beginnen ein Spiel, kurz und einactig, derb und ergötzlich; sie schonen weder Männer noch Weiber, behandeln die Verhältnisse von Bürger und Bauer, Mann und Frau, Frau und Magd, Vater und Sohn, Geistlichen und Weltlichen, Landstreichern und Angesessenen, insofern sie von Leidenschaften bewegt, sich lächerlich darstellen; Schimpfreden und Prügel würzen den Witz, und wenn sie glauben, es etwa in ihren Anspielungen zu arg gemacht zu haben, so fügt der Beschließende eine kurze Entschuldigung bei, in welcher er die Freiheit der Fastnacht geltend macht.

So einfach nun aber die Anlage der Hans Sachsischen Fastnachtsspiele ist, so sind doch gerade sie es, in denen sein Talent sich am glänzendsten offenbart. Denn hier hat er es nicht mit einer entfernten Vergangenheit zu thun, in welche er sich nicht versetzen, hier nicht mit hohen Königen und Prinzessinnen, in deren Leben er sich nicht hineindenken kann, sondern mit der unmittelbaren Gegenwart, die er vor Augen hatte und mit den Ständen der Gesellschaft, unter welchen er lebte. Da er nun durch scharfe Beobachtungsgabe und feines Urtheil eben so sehr als durch schalkhaften Humor sich auszeichnet, so versetzt er uns in seinen Fastnachtsspielen unmittelbar in seine Zeit, und wir können aus ihnen eine richtige Sittenschilderung entnehmen, wenn wir nur das Uebertriebene, welches in der Natur dieser Spiele liegt, in Abzug bringen. Dazu kommt noch in vielen das Kroteske des Gedankens selbst, wie in jenem bekannten Spiel vom Narrenschneiden, oder im Nasentanze der Bauern, oder in dem Teufel mit dem Kaufmann und den zwei alten Weibern, und manchen andern. Ich habe

Ihnen bereits in meinem zweiten Vortrage, wo ich eine Menge Situationen aus Fastnachtsspielen einschaltete, einigermaßen diese Spiele anschaulich gemacht, will aber jetzt noch eine kurze Darlegung eines ganzen Stückes hinzufügen, weil es in der That sich der Mühe lohnt, bei dieser Gattung, in welcher unser Dichter das Höchste geleistet hat, noch einige Augenblicke zu verweilen. Ich wähle dazu: **Der Pawr in dem Fegfewer** vom Jahre 1552. (III. 3, 42′ ff.)

Den Abt, der sich über das Mangelhafte menschlichen Glückes beschwert, welches ihm den Eintritt in den heiligen Ehestand verwehrt habe, tröstet der Mönch Herr Ulrich mit dessen mancherlei Schattenseiten, die er ja wol selbst ermessen könne, weil so viele Klagen von Eheleuten an ihn kämen. Wie sie so sprechen, da kommt die Bäuerin, Heintz Düppels Weib von Milchtahl, und beklagt sich, wie ihr Alter sie schelte und schlage aus grundloser Eifersucht. Nun da wollen wir Rath schaffen, entgegnet der Abt; das Beste wird sein, wir setzen ihn einen Monat lang ins Fegfeuer, in welchem er sein Eifern büßen kann; er wolle ihm nachher durch sein Gebet wieder sein natürliches Leben zurückgeben, und dann würde er der frömmste Mann werden. Die Bäuerin verspricht dem Abte zum Lohn dafür einen Hafen mit Pfennigen, den sie im Kühstall heimlich eingegraben habe. Der Bauer wird also mit einem Korb voll Birnen, die er als Geschenk überbringen soll, ins Kloster geschickt, und nachdem er sich hier in seinen Reden tölpisch genug benommen, läßt ihm der Abt einen Schlaftrunk geben. Zwei andre Bauern, Eberlein Gröltzenbrey und Nikkel Rubendunst, welche inzwischen ihre Gült bringen, sehen es mit an, wie er bewußtlos auf die Bank fällt, und haben

keinen Grund, an der Versicherung des Abtes zu zweifeln, daß ihn der Schlag getroffen habe.

Bist du denn hin in diser noth

ruft mitleidsvoll Eberlein aus,

Seÿ wir erst nechtn beÿnander gsessen,
Und haben ein Buttermilch gessen,
Wie bald ists umb ein Mensch geschehen.

Auf Befehl des Abtes wird er hinabgetragen in den Chor, in ein gehauenes Grab von Marbelstein, und von da dann heimlich in die Presaun. Da erwacht er denn nun in dem finstern Loch, weiß nicht, wo er ist, und ruft seiner Else. Aber Herr Ulrich steht neben ihm und spricht mit großer Stimme:

Schweig, du bist jetzt in nobis hauß,
Du wirst noch ein weÿl hinnen sitzen,
Beÿ andern armen Seelen schwitzen,
Und mit ihn leÿden gleiche peÿn.

Heintz Düppel: Botz Leÿchnam angst wo mag ich sein?
Herr Ulrich: Du bist im Purgatorium.
H. D.: Ach sag mirs teutsch, ich bit dich drumb,
Ich kan warlich kein Laperdein.
H. U.: Ach Pawer, dein frewd die wirdt klein,
Du bist ach in dem Fegefewer.
H. D.: O erst ist mir das lachen thewer,
Sag mir an, bin ich denn gestorben?
H. U.: Ja, du bist an eim trunck verdorben,
Dein Leib ist schon begrabn auff Erden.
H. D.: Erst wil dem schimpff der bodn auß werden,
So bin ich nur mein arme Seel?

Der Münch nimbt ihn bei dem halß, buckt in über benck und spricht:

Da buck dich, du must leyden quel,
Des Fegfewrs peyn must du entpfinden,
Doch will ich dich nur treffen hinden.

Und nun haut er ihn mit Ruthen, daß er schreit und jammert, und fragt, warum er denn diese Pein leiden müsse. Antwort: weil er um seine fromme Frau geeifert, müsse er durch ihn täglich diese Strafe leiden. Bist du denn der Teufel? fragt der Bauer. Nein, auch eine Seele und muß auch Pein leiden. Sind wir zwei die einzigen Seelen im Fegefeuer? Nein, du arme Seele, es sind etliche tausend Seelen hier, aber keine hört oder sieht die andere. Hiemit geht Ulrich ab und überläßt den Bauern seinen reuevollen Betrachtungen. Dann kommt er zurück, bringt Semmeln und Wein und spricht:

Iß und trinck, da hast Semel und Wein,
Welche dir heint das Weibe dein
Geopffert hat zu den Seelmessen.

H. D.: Danck habs, hats mich noch nit vergessen?
Sie hat mein dennoch ein wenglein lieb,
Wiewol ich vil zanckens mit ihr trieb.
Sag mir, essen die Seelen auch?

H. U.: O ja, es ist ihr alter brauch.

Freilich möchte er auch ein Licht haben; hat sie denn keines geopfert? O ja, allein das ist beim Singen der Seelmesse verbrannt. Er soll nur essen und trinken; es kann einmal im Fegfeuer nicht anders sein. Aber nun schilt der Bauer über den sauern Wein, den der karge Unflat geopfert, den sauersten, den sie im Keller habe. Wie lange wird es denn aber noch dauern, fragt er weiter, bis ich gen Himmel fahren kann? Ja, Lieber, kaum in hundert

Jahren kannst du frei werden, wenn du nicht die Fürbitte des heiligen Abtes erlangst, daß die Seele wieder zum Leibe kommt in die alte Welt zu deinem Weibe. Da hebt er die Hände auf und verspricht, der frömmste Mann zu werden. Er erhält einen neuen Schlaftrunk, wird wieder hinaufgebracht, dankt dem Herr Dapt und verspricht ihm, mit seiner Frau das beste Leben zu führen. Die beiden andern Bauern fliehen furchtsam, als sie ihn sehen, bis er ihnen versichert, wie er der leibhaftige Heintz Düppel sei, und eine Beschreibung von seinem Aufenthalte im Fegfeuer macht, deren Wiederholung nicht eben erbaulich sein dürfte.

Von den dramatischen Dichtungen Hans Sachsens, die ich Ihnen genugsam charakterisirt zu haben glaube, kommen wir zu den erzählenden durch eine Mittelgattung, die Gespräche, und namentlich die ziemlich zahlreichen allegorischen sogenannten Kampfgespräche. Die Allegorie, welche schon im alten Minneliede, jedoch mehr in momentaner lebensvoller Anschauung des Todten und Abstracten, als in berechneter vollständiger Durchführung durch ganze Gedichte, Eingang gewonnen, war mit Abnahme dichterischer Kraft im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert zu immer größerer Herrschaft gekommen *), und so untergeordnet die Stellung ist, welche diese Dichtart bei richtiger Werthschätzung einnimmt, so sehr war sie doch im Geschmacke der Zeit auch noch im sechzehnten, wie schon das allegorische Epos, der Theuerdank, welcher 1517 in unserer Stadt zur Vollendung kam, zur Genüge bekundet. Daher mochte auch

*) Vgl. Gervinus Gesch. d. poet. Nationall. I. p. 217—238. Zweite Ausg.

Hans Sachs seinen Zeitgenossen sehr zu Danke arbeiten mit seinen Kampfgesprächen, in welchen er nach erzählender und schildernder Einleitung, wie er in einem Wald, in einer Grotte oder Nachts vor seinem Bette diese oder jene Gestalten habe erscheinen sehen, Kühnheit und Geduld, Zorn und Sanftmüthigkeit, Hoffart und Demuth, Wollust und Ehre, Frömmigkeit und Schalkheit, Tugend und Glück, Armuth und Glück, Armuth und Reichthum, oder auch Sommer und Winter (I. 4, 315′) u. s. w. als persönliche, leibliche Wesen mit einander über ihre Vorzüge streiten läßt. Zuweilen ist es auch blos eine Person, welche sich belehrend an den Dichter wendet, Frau Mildigkeit mit ihrem holdseligen Wandel, Frau Einigkeit, die goldne Mittelmäßigkeit, die vertriebene Frau Keuschheit, die tugendreiche Frau Zucht, die wahre Freundschaft, die unterdrückte Frau Wahrheit, der verjagte Friede, die neun Musen oder Künste *), und wie viele andere Tugenden könnte ich noch nennen, welche nach umständlicher Beschreibung ihres Aussehens und ihrer Umgebung Klagreden halten. Diese ganze mit sichtlicher Vorliebe behandelte allegorische Gattung hatte er von seinen Vorgängern längst überkommen; und wenn wir auch den Scharfblick bewundern müssen, mit welchem er die mannigfachen Seiten der Begriffe aufspäht und zur Sprache bringt, und den richtigen moralischen Tact, mit welchem er die einzelnen Streitfragen populärer Philosophie entscheidet, so ist doch der Werth dieser Dichtungen ein rein praktischer,

*) Die Klage der neun Musen über Abnahme der Kunst fällt schon in das Jahr 1534, nicht, wie Gervinus sagt (S. 477), gegen das Ende der Laufbahn des Dichters.

richtige Belehrung über das Leben. Diesen Werth wollen wir ihm nicht im mindesten verkümmern, wenn wir auch gestehen müssen, daß er in Erfindung der einleitenden Situationen, so gute Schilderungen oft darunter sind, doch ziemlich eintönig ist und sich nicht vom Hergebrachten getrennt hat. Freilich lassen sich auch nicht viele Veränderungen anbringen; die bestimmte Tugend oder das bestimmte Laster ist eine Frau von diesem schönen oder häßlichen Aussehen, in schmuckem oder ärmlichem Gewande, je nachdem sie geehrt oder verachtet wird, und trägt die Attribute an sich, welche ihrer Bedeutung entsprechen. Ein Beispiel eines allegorischen Gedichtes habe ich schon in meinem ersten Vortrage gegeben, wo ich von den religiösen Bestrebungen des Dichters sprach (S. 38). Manche derselben sind ihrem Inhalte nach vortrefflich und haben viel gewirkt, aber hier spreche ich allein von der Kunstform; andere, die mehr mit Humor behandelt sind, haben auch ein frischeres Leben in sich, wie z. B. die Figuren: Baldanderst, der Häderlein, Hans Unfleiß, Heintz Widerporst, der Lügenberg, der Narrenfresser (I. 5, 400 ff.); aber im allgemeinen dürfen wir froh sein, daß derartige Dichtungen aus der Mode gekommen sind.

Retten wir uns also aus dieser Gespensterwelt, so weit sie sich auch hindehnt, kehren wir um aus diesen Träumen und Phantasien, zu einer natürlichern Gattung, der poetischen Erzählung. Wie im dramatischen Fache hat hier der Masse nach unser Dichter Außerordentliches geleistet; denn jede Geschichte und Lehre, welche er nicht in ein Schauspiel bringen mochte, hat er in einen Spruch gebracht, d. h. in eine poetische Erzählung, welcher zum Schlusse

die Nutzanwendung folgt. Es scheiden sich also, gerade wie seine dramatischen Sachen, seine Sprüche in geistliche und weltliche Erzählungen, deren beider Hauptverdienst neben dem materiellen Gewinne der Geschichte selbst hauptsächlich in ihrer Einfachheit besteht, in rein didactische Stücke, welche den dramatischen Allegorien*) entsprechen, darunter auch eine Menge Sprüche, Antworten und Lehren alter Philosophen (z. B. I. 4, 287 ff.), und in Schwänke, welche den Fastnachtsspielen gegenüberstehen und dieselben Vorzüge haben wie diese, da gesunder Humor, feine Beobachtungsgabe und schlichte Handhabung der Sprache den Dichter zum Erzähler schalkhafter Geschichten vorzüglich befähigte. Man kann mit gutem Gewissen behaupten, daß Hans Sachs in der scherzhaften poetischen Erzählung von keinem Dichter erreicht worden ist. Ich brauche nur an sein ergötzliches Schlauraffenland (I. 5, 407) zu erinnern, das noch heute in Blumenlesen, wenn gleich in schlechten Umarbeitungen, als Probe seiner Poesie zu floriren pflegt, und zu welchem das zunächst vorhergehende, das eine Schlacht in jenem Lande beschreibt, ein würdiges Seitenstück bildet; oder an die mancherlei Erzählungen von Skt. Peter, (z. B. I. 1, 70, wo Peter auf Erden Fastnacht hält), deren gemüthlichen Ton Göthe in seiner bekannten Legende kaum erreicht hat; oder an die vielen launigen Geschichten von Bauern, fahrenden Leuten, Pfarrern, Mönchen, an die mancherlei Eulenspiegeleien, von Eulenspiegel selbst oder von

*) Allegorisch nenne ich z. B. auch die ansprechenden Stücke: Von dem verlornen redeten Güldin (I. 4, 308'), die elend klagente Roßhaut (I. 5, 375).

würdigen Nebenbuhlern ausgeführt. Hans Sachs ist in Mittheilung von Schwänken so mannigfaltig und humoristisch, wie in seinen Fastnachtsspielen, welche eben, wie bereits angegeben, dramatisirte Schwänke sind. Ich habe in meinem vorigen Vortrage gelegentlich manche derselben im Auszuge mitgetheilt. Hier will ich, damit auch die Form anschaulich vor Ihnen steht, gleichwol noch einen mit Weglassung der darauffolgenden Moral ausführlich vorlesen: **Sanct Peter mit der Geiß** (I. 5, 369) vom Jahre 1557.

Als noch auff Erden gieng Christus,
Und auch mit ihm wandert Petrus,
Eins tags auß eim Dorf mit ihm gieng,
Bey einer Wegscheyd Petrus anfieng:
O HErre Gott und Meyster mein,
Mich wundert sehr der Güte dein,
Weil du doch Gott allmechtig bist,
Läßt es doch gehn zu aller frist
In aller Welt gleich wie es geht,
Wie Habacuck sagt der Prophet:
Frefel und Gewalt geht für recht,
Der Gottloß übervortheilt schlecht
Mit schalckheit den Grechten und frommen,
Auch könn kein Recht zu end mehr kommen,
Die Lehr gehn durcheinander sehr,
Eben gleich wie die Visch im Meer,
Da immer einer den andern verschlind,
Der böß den guten überwind,
Da steht es übel an allen enden,
In obern und in nidern Ständen,
Deß sichst du zu und schweygest still,
Samb kümmer dich die sach nit vil,

Und geh dich eben glat nichts an,
Könst doch als übel underſtan,
Nembſt recht in dhand die Herrſchafft dein,
O ſolt ich ein Jar Herr Gott ſein,
Und ſolt den Gwalt haben wie du,
Ich wolt anderſt ſchawen darzu,
Führn vil ein beſſer Regiment,
Auff Erderich durch alle Ständt,
Ich wolt ſtewern mit meiner hand
Wucher, Betrug, Krieg, raub und brand,
Ich wolt anrichten ein rüwig Leben.
Der HErr ſprach: Petre ſag mir eben:
Meinſt du wolſt je beſſer regieren,
All ding auff Erd baß ordinieren,
Die frommen ſchützn, die böſen plagen.
Sanct Peter thet herwider ſagen:
Ja es müſt in der Welt baß ſtehn,
Nit alſo durcheinander gehn,
Ich wolt vil beſſer Ordnung halten.
Der HErr ſprach: Nun ſo muſt verwalten,
Petre, die hohen Herrſchafft mein,
Heut den tag ſolt du Herr Gott ſein,
Schaff und gebeut als was du wilt,
Seÿ hart, ſtreng, gütig oder milt,
Gib auß den Fluch oder den Segen,
Gib ſchön Wetter, Wind oder Regen,
Du magſt ſtraffen oder belohnen,
Plagen, ſchützen oder verſchonen,
In ſumma mein gantz Regiment
Seÿ heut den tag in deiner Händt.
Darmit reichet der HErr ſein Stab
Petro, den in ſein Hände gab.
Petrus war deß gar wolgemut,
Daucht ſich der Herrlichkeit ſehr gut.

In dem kam her ein armes Weib,
Gantz dürr, mager und bleich von Leib,
Barfuß in eim zerrissen Kleyd,
Die trieb ihr Geiß hin auff die Weyd,
Da sie mit auff die Wegscheyd kam,
Sprach sie: Geh hin in Gottes Nam,
Gott bhüt und bschütz dich immerdar,
Das dir kein übel widerfahr
Von Wolffen oder Ungewitter,
Wann ich kan warlich je nit mit dir,
Ich muß arbeiten das Taglohn,
Heint ich sonst nichts zu essen hon
Daheim mit meinen kleinen Kinden,
Nun geh hin, wo du Weyd thust finden,
Gott der bhüt dich mit seiner Händ,
Mit dem die Fraw widerumb wend
Ins Dorff, so ging die Gaiß ihr straß.
Der HErr zu Petro sagen was:
Petre, hast das Gebet der Armen
Gehört, du must dich ihr erbarmen,
Weil ja den Tag bist Herr Gott du,
So stehet dir auch billich zu,
Daß du die Gaiß nembst in dein hut,
Wie sie von hertzen bitten thut,
Und behüt sie den gantzen Tag,
Daß sie sich nicht verirr im Hag,
Nit fall noch mög gestolen wern,
Noch sie zerreissen Wolff noch Bern,
Das auff den Abend widerumb
Die Gaiß unbeschedigt heim kumb
Der armen Frawen in ihr Hauß,
Geh hin und richt die sach wol auß.
Petrus namb nach des HErren wort
Die Gaiß in sein hut an dem ort,

Und trieb sie an die Weyd hindan,
Sich fieng Sanct Peters unrhu an,
Die Gaiß war mutig, jung und frech,
Und bliebe gar nit in der nech,
Loff auff der Weyde hin und wider,
Stieg ein Berg auff, den andern nider,
Und schloff hin und her durch die stauden.
Petrus mit ächtzen, blasn und schnauden
Must immer nachtrollen der Gaiß,
Und schin die Sonn gar über haiß,
Der schweiß über sein Leib abran,
Mit unrhu verzert der alte Mann
Den tag, biß auff den abend spat,
Machtloß, hellig, gantz müd und math,
Die Gaiß widerumb heimhin bracht.
Der HErr sach Petrum an und lacht,
Sprach: Petre wilt mein Regiment
Noch lenger bhaltn in deiner Händt?
Petrus sprach: Lieber HErre mein,
Nimb wider hin den Stabe dein,
Und dein gwalt, ich beger mit nichten
Forthin dein Ampt mehr außzurichten,
Ich merck das mein Weißheit kaum töcht,
Das ich ein Gaiß regieren möcht,
Mit großer angst, müh und arbeit,
O HErr vergib mir mein Thorheit,
Ich will fort der Regierung dein
Weil ich leb, nit mehr reden ein.
Der HErr sprach: Petre dasselb thu,
So lebst du fort mit stiller rhu,
Und vertraw mir in meine Händt
Das allmechtige Regiment.

Der Schwank wird Ihnen dem Inhalt nach schon bekannt gewesen sein; denn Langbein hat ihn erneuert und Mancher mag diesen für den Erfinder halten; wiewol ihn auch Sachs nicht selbst ausgedacht, sondern nach eigener Angabe von den Alten überkommen hat. So ergeht es überhaupt mit einer Menge poetischer Erzählungen; sie haben eine Geschichte, die sich durch Jahrhunderte hinzieht, und nehmen immer neue Gestalten an, der Ruhm aber bleibt gewöhnlich dem neuesten Dichter unter seinen Zeitgenossen, welche wol die Geschichte dee Poesie, aber nicht die der Gedichte zu kennen pflegen.

Am meisten gilt diese Bemerkung von der eigentlichen Thierfabel, deren Stammbaum schon Jahrtausende alt ist, und die auch Hans Sachs nach allen Quellen, deren er habhaft werden konnte, in ansprechender Weise bearbeitet hat. War er doch hier recht in seinem Elemente. Denn die Fabel ist ein Beispiel für die Lehre, um derentwillen sie geschrieben wird; und da das ganze Zeitalter der Reformation die Dichtkunst nur anerkannte um des religiös sittlichen Nutzens willen, so verwandelte sich eigentlich bei Hans Sachs jede biblische, jede profane, jede ernste, jede scherzhafte Geschichte, jedes dramatische Spiel, jede poetische Erzählung in eine Fabel, und der Paß, welcher ihr Aufnahme sicherte im deutschen Lande, ist die Moral, die daraus gezogen war. Aus dieser Grundansicht von der Dichtkunst erklärt sich auch Luthers Vorliebe für Aesop, dem er die erste Stelle neben der Bibel gab, aus dieser das allgemeine Interesse seines Jahrhunderts für die Fabel, aus dieser endlich die der Fabel abgelernte und abgeborgte Form, nach welcher Hans Sachs alle seine Dichtungen zuschnitt.

Natur und Geschichte sind ihm eine Figur für das christliche Leben, eine Fabel von Gott gedichtet, die allerlei gute Lehren enthält. Diese Lehren aufzufinden und an der Hand ihres Beispiels mitzutheilen, schien eben die würdige Aufgabe des Dichters. Daß die Ansicht unrichtig und schief ist, welche die gesammte Poesie zur Magd der Moral macht, brauche ich Ihnen nicht erst auseinander zu setzen; und doch hat auch solche Einseitigkeit etwas Großes und Ehrwürdiges, wenn sie mit einer Energie durchgeführt wird, wie bei unsrem Dichter; denn was sie der Dichtung vielleicht an Werth entzog, das ersetzte sie doppelt durch den Einfluß auf's Leben. War doch in jenen sturmbewegten Tagen entfesselter Leidenschaft ein Mann doppelt willkommen, der nie die Besonnenheit verlor, und mit sichrem Verstande und wohlmeinendem Herzen rieth und warnte, ermuthigte und besänftigte, lobte und strafte, wo es Noth that; der, was er an Begebenheiten und Vorschriften der Weisheit in der Bibel, bei heidnischen Philosophen, Dichtern und Geschichtschreibern auffand, in poetischem Gewande seinen Zeitgenossen zu Herzen führte. Denn auch das gehört nicht zu den unbedeutendsten Verdiensten unsres Dichters, daß er das Volk mit dem classischen Alterthume so gut wie mit der Bibel bekannt machte und jenen großen Männern einer glücklichen Vorzeit auch unter denen, die ihre Schriften nicht selbst lesen konnten, Achtung und Bewunderung sichern half.

Somit hätte ich denn die schriftstellerische Thätigkeit Hans Sachsens im Umrisse gezeichnet, und so weit es hier möglich war, dem Bilde durch eingestreuten Inhalt auch einige Farbe zu geben versucht, und wäre also bald

9*

zu Ende. Aber wo bleibt die Fortsetzung seiner Lebensbeschreibung? Als ob nicht für's erste die Beschreibung der Werke eines Schriftstellers eben die seines Lebens wäre. Was kann uns vom Geiste besonders interessiren, als eben das Leben des Geistes? und das liegt in seinen Schriften. Aber dann müssen sie wenigstens chronologisch geordnet dem Hörer vorgeführt werden. Gervinus hat in seinem Abschnitt über Hans Sachs zwei Perioden unterschieden, in deren erster er sich mehr mit den Bewegungen des öffentlichen Lebens beschäftigt, und strafend und satirisch in die Zeit eingegriffen habe, indeß er in der zweiten, vom sechsten Jahrzehend beginnenden, sich mehr dem Privatleben zugewandt und dieses mit gutmüthiger Ironie geschildert, alte Stoffe verjüngt und in neuem, dramatischem Gewande dargestellt habe. Diese Darstellung des großen Literarhistorikers, dessen allgemeine Behauptungen sich immer auf die speciellsten Untersuchungen gründen, habe ich, — wenn anders von den gedruckten ein Schluß erlaubt ist auf die ungedruckten, mehr als doppelt so zahlreichen Gedichte, auch abgesehen vom Meistergesange — nach sorgfältiger Abzählung der einzelnen bewährt gefunden. Nur darf man sie nicht so auffassen, als hätte Hans Sachs sich später grundsätzlich vom öffentlichen Leben abgewandt; vielmehr hat er dieses, wo sich nur immer Gelegenheit bot, auch in den spätesten Gedichten im Auge gehabt; aber natürlich ergab sich, nachdem einmal die Reformation festgestellt war, minder Stoff zu ernster religiöser Polemik, während seine Mahnungen zu Ruhe und Eintracht im politischen Leben zur Zeit des schmalkaldischen Krieges nur taube Ohren trafen. Auch ein zweites Ergebniß, welches sich Gervinus bot,

ist richtig und naturgemäß, daß er nämlich in früherer Zeit das Treiben der Menschen mehr mit dem Zorn unmittelbarer Satire verfolge, während später „die Strenge des Mannes sich abschleife und der Milde des Greisen weiche.“ Daher die häufigen allegorischen Klagreden und Kampfgespräche in den dreißiger, dagegen die vielen Fastnachtsspiele in den fünfziger (besonders 1551—54), und Schwänke in den fünfziger und sechziger Jahren. Seine meisten Schwänke sind aus den Jahren 1557—59 und 1562—63.

Doch ich will noch etwas näher eingehen, damit sich seine Leistungen mehr biographisch stellen. Aus seinen Jünglingsjahren hat er gar wenig in seine Werke aufgenommen; vermuthlich beschäftigte ihn damals auch fast ausschließlich der Meistergesang. Eine weltliche Erzählung und eine Allegorie von 1515, ein Fastnachtsspiel von 1517, eine Allegorie und ein Fastnachtsspiel von 1518 sind die einzigen Stücke aus den zehner Jahren des Jahrhunderts, wenn nicht etwa von den 42 Gedichten ohne Datum eines oder das andere hieher gehört. Dann folgt 1523 die Wittenberger Nachtigal, an welche sich 1524 die prosaischen Dialoge reihen. Das Jahr 1526 liefert nur 2 Gedichte; das erste weltliche Drama, Lucretia, ist von 1527; die Zahl aller Gedichte der zwanziger Jahre ist 12, darunter die erste Fabel und der erste Schwank von 1528. Das erste geistliche Drama liefert das Jahr 1530; doch hatte er in den dreißiger und vierziger Jahren noch wenig Neigung zur dramatischen Dichtkunst. Die Summe aller geistlichen Tragödien und Comödien von 1530—49 beträgt nur 7, die der weltlichen 16, die 4 allegorischen und mythologischen mit eingeschlossen, die der Fastnachtsspiele 10, überwiegend

sind dagegen die Allegorien und Lehrgedichte, deren ich aus diesem Zeitraume 125 gezählt habe. Ziemlich gleichmäßig sind alle Gattungen in den fünfziger Jahren vertreten. Diese liefern nämlich 45 geistliche, 50 weltliche dramatische Stücke, 37 Fastnachtsspiele; die geistlichen und weltlichen Erzählungen, sowie die didactischen Sprüche sind am zahlreichsten zwischen 1557—59. In diese drei Jahre fallen auch die meisten Fabeln und Schwänke, von erstern 30, von letztern 82, während die Summe aller frühern Schwänke nur 29 ist. Die Jahre 1560 und 61 liefern in allem 15 Nummern; denn nun wollte er ruhen, wogegen er in den Jahren 1562 und 63, auf besondere Veranlassung, von der ich nachher reden will, zwar nur 1 weltliches Drama, dagegen 178 andere Gedichte geistlichen Inhaltes, unter diesen einen großen Theil der Psalmen, des Jesus Sirach, der Sprüche Salomonis, 91 weltliche, 27 Lehrgedichte, 14 Fabeln, 80 Schwänke bearbeitet hat *). Bis 1566 vollendete er die Psalmen, bis 1568 den Sirach und Prediger Salomonis, dazu kamen noch 4 andere Sprüche und 17 Schwänke. Als er im Jahre 1567 ein Inventarium aller seiner Gedichte machte, erklärte er, von nun an aufzuhören, aber gleichwol tragen noch 8 Gedichte die Jahrszahl 1568 und zwei Schwänke die von 1569.

Doch kehren wir von dieser trockenen Aufzählung, die ich aber der Uebersicht wegen nicht wol umgehen konnte, zur Vervollständigung des Ganzen zurück zu seinem äußern Leben; wir haben bei seiner Verheirathung im Jahre 1519

*) Sein letztes Drama ist von 1564, die populäre Bearbeitung des Eunuchen von Terenz.

den Mann seinem Schicksale überlassen, und nur gelegentlich bemerkt, daß seine theure Gattin viel Kieferbeskraut in ihrem Garten gebaut habe. Aber wie lebte er sonst? Ohne Zweifel sehr einfach. Denn was hat ein Schuhmacherleben Besonderes? Obschon nicht gerade reich, hatte er doch sein gutes Auskommen, und war ein froher, glücklicher, kräftiger Mann. An die Zeit rüstiger Jugend wehmüthig zurückdenkend ruft er im Alter aus:

O hett ich noch beyhendig
Die Jugend noch ein zehen Jahr,
Als da ich dreissigjährig war,
Da war mir wol, war frisch und frey,
Frewdreich, vermöglich, gsund darbey,
Wohlgestallt und frölicher sitten,
Erst wolt ich mich der Jugend nieten,
O wers noch umb dieselben zeit. (II. 2 40'.)

Er sagt uns selbst, daß er ein schöner Mann gewesen sei, und dieß ist auch noch im Bilde des Greises kenntlich; dabei war er geachtet von seinen Mitbürgern, gesegnet mit häuslichem Glück, und fühlte sich in seiner behaglichen Selbständigkeit, was er im Alter, wo der Mensch in der Regel ein strengerer Richter über Religion und Moral wird, sich als gottlosen Hochmuth auslegt.

Auch fiel mir zu in diser zeyt
Groß wolfart in mancherley stück,
Als Reichthumb, ehr, lob und groß glück,
Wol zogne Kind, ein trew Ehweib,
Schön, sterck und auch gesunden Leib,
Jederman hielt mich hoch und ehrlich,
Auch hielt ich mich dapffer und herrlich. (IV. 1, 125.)

Aber seine natürliche Gabe und Geschicklichkeit, fährt er fort, habe ihn hoffärtig gemacht, so daß er dahin gelebt,

als hätte er sie von sich selber, und nur wenig an Gott gedacht habe, bis ihn endlich der Herr beim Haare zu sich gezogen durch einen schweren Fall, welcher ihm die schärfsten Gewissensbisse gemacht und ihn reuig zum Gebete um Vergebung getrieben hätte *) (ebendas.). Der Fall mag nun gewesen sein, welcher er will, jedenfalls ist der alte Dichter ein zu strenger Beurtheiler seines religiös sittlichen Jugendlebens. Warum sollte er nicht mit Selbstvertrauen auf sein schönes Talent, auf sein reiches Wissen blicken und mit freudigem Stolz hinaus in's Leben schauen? Steht er doch ganz einzig da in der Geschichte der Dichtkunst als Muster rastlosen Eifers, der alle Muße den Musen weihte, und bei mangelhafter Vorbildung und fortdauernden in seiner bürgerlichen Stellung liegenden Hindernissen nur durch anhaltende Begeisterung und ausdauernde physische Kraft, was er war, geworden ist. Daß aber sein Sinn auch im kräftigen Mannesalter von Gott nicht abgewandt war, wie es dem frommen Greise scheint, der sein vergangenes Leben mit dem Maßstabe des christlichen Ideales mißt, geht aus jedem seiner früheren Gedichte hervor.

Sein Schuhmachergewerbe scheint er stark betrieben zu haben; wenigstens hielt er Gesellen (I. 5, 375). Daß er

*) Worin dieser Fall bestanden haben mag, können wir nur abnehmen aus den Worten:

Endtlich dacht ich an Köng David
Wie er dergleichen Fall erlied
Mit Bathseba.

Es scheint also, daß er sich einmal mit einer weiblichen Person vergangen hat, und bei seinen im Punkte der Ehe so strengen Grundsätzen aus Reue darüber in Schwermuth gefallen ist.

im Jahre 1538 noch außerhalb der Stadt wohnte und einen Kram nebenbei hatte, ist eine richtige Annahme seines Biographen Ranisch (S. 39), *) aber ein falscher Schluß ist es, wenn dieser sagt, er sei um 1540 in die Nähe der Lorenzkirche gezogen und von da erst später in das bekannte Haus im Mehlgäßlein **). Vielmehr scheint er sich so-

---

*) Es heißt nämlich II. 3, 139:

Als fünffzehundert Jar
Und achtunddreissig war
Nach Liechtmeß am Mitwoch
Ich nein gen Nürnberg zog,
Mein Kram wider zu füllen,
Und kam hin zum Wolff Rüllen
Mir Pfenbert einzukauffen.

Zu dieser Stelle füge ich noch eine andre I. 2, 151, von 1535:

Eins Tags als ich gen Nürnberg wolt,
Etlich Pfenwert einkaufen solt,
Und als ich gleich umb Vesperzeit
Kam zu der Stadt eins steinwurffs weit,
Da ward man alle Glocken leuten
* * *
Als ich kam in die Stadt hinein,
Für S. Lorentzen Pfarrkirch hin ꝛc.

Aus dieser Stelle scheint hervor zugehen, daß er nicht in Gostenhof oder Wöhrd, wie Ranisch meint, sondern außerhalb des Frauenthores wohnte.

**) Die Stelle, aus welcher er diesen Schluß zieht, ist folgende (IV. 2, 101'):

Als ich am Sambstag vor Faßnacht
Daheim Feyrabent hett gemacht
Hört ich das Volck mit grossem Hauffen
Alles hin für dem Marckt zu lauffen.

gleich, wie er in die Stadt zog, bei zunehmendem Wohlstande jenes Haus im Mehlgäßlein gekauft zu haben. Soll ich das Podagra, an welchem er litt (I. 4, 341 ff.), eben diesem Wohlstande zuschreiben? Zwischen Handarbeit, Studium, Dichten, Leitung der Meisterschule, Bemühungen für das Theater vergingen ihm die Jahre. Seine Frau hatte ihm innerhalb zwölf Jahren 7 Kinder, 2 Söhne und 5 Töchter, geboren (III. 1, 195) und stand rüstig und fleißig dem Hauswesen vor, und wenn sie auch von Temperament etwas heftig war, so lebte er doch mit ihr in Liebe und Eintracht fast 41 Jahre, indem sie ihm erst den 20. Merz 1560 durch den Tod entrissen wurde.

Unter des Alters traurigen Erscheinungen stimmt wol am meisten zur Wehmuth das Gefühl zunehmender Vereinsamung. Schon in seinem fünfzigsten Lebensjahre ergriff ihn der Gedanke, wie Vater, Mutter, Schwester, Brüder und viele seiner besten Freunde, Nachbarn und Verwandten gleich den Rosen verwelkt seien (I. 4, 343). Auch seinen sieben Kindern sah er in's Grab, nur daß von seiner ältesten Tochter noch vier Enkel am Leben waren (III. 1, 195). Doch drückte weder des Alters anfangende Gebrechlichkeit, noch des Verlustes Schmerz seinen nie rastenden Geist nieder. Aufgefordert von vielen ehrbaren Leuten und aus Furcht, seine Gedichte möchten nach seinem Tode zu Grunde gehen, gab er im Jahre 1558 den ersten Band

---

Was da wolt werden, west ich nit.
Ich namb mein Rock und loff auch mit.
Bald ich hinfür kam aufft Fleischbrucken ꝛc.

Das paßt ja alles auf Hans Sachsen Haus im Mehlgäßlein.

seiner Werke heraus, deren viele schon früher auf einzelnen Blättern erschienen, viele aber noch ungedruckt waren (s. Vorrede). Den Gedanken, sich nun zur Ruhe zu setzen, weil das Alter herannahe und er sich auch unverschuldet durch sein Dichten mancher Personen Haß und Ungunst zugezogen, verscheuchte alsbald die Ueberlegung, daß die Zahl derer, die für die Tugend kämpfen, ohnehin sehr abgenommen habe (poet. Vorr. z. 2. Bd.); so fuhr er fort zu schreiben und sammelte im Jahre 1560 den zweiten Band, welcher theils eine Auswahl aus ältern, theils neue Gedichte enthält. Den 9. Februar schrieb er die Vorrede dazu. Er bittet den Leser, sein Buch anzunehmen für «ein gemeines offens Lustgärtlein, so an offner Straſſen steht, für den gemeinen Mann, darinn man nicht allein findet etliche süß fruchttragende Bäumlein, zur speiß der gesunden, sonder Wurtz und Kraut so reß und bitter sind, zu Artzney, die krancken Gemüter zu purgieren, und die bösen feuchtigkeit der Laster außzutreiben, Dergleich findet man darinn wolriechende Feyel, Rosen und Lylien, auß den man kräfftige Wasser, öl und Säfft, distilieren und bereyten mag, die abkräfftigen und schwachen Gemüter, so bekümmert und abkräfftig sind, zu stercken und wider auffzurichten, Auch entlich mancherley schlechte Gewechs und Feldblümlein, als Klee, Distel und Kornblümlein, Doch mit schönen lieblichen farben, die schwermütigen Melancolischen Gemütter frölich und leichtsinnig zu machen.» Im Schlußgedichte desselben erscheint ihm im Traume Frau Ratio (Vernunft) und gibt ihm den Rath, sich mit Dichten und Speculiren nicht weiter zu schwächen, sonst werde er mit der Zeit noch kindisch werden, wie schon Manchem geschehen; denn die goldene Quelle sei bei ihm abgelaufen. Der Dichter antwortet ihr, er fühle es wol, daß nicht mehr mit so

herzlichem Lust und begierlichem Thust seine Gedichte herflössen und nicht mit so hellen scharfen Sinnen aufquöllen wie ehedem, sondern oft langsam und träg, doch sei etwas in seinem Gemüthe, welches ihm immer heimlich zuspreche und ihn zum Dichten aufforderе. Das sei der Wahn der Ruhmbegierde und das Streben nach unsterblichem Namen, entgegnet Ratio. Aber er vermag ihrem Rathe nicht zu folgen. Denn obwol im dritten Band seiner Werke, der am 18. August 1561, wie die beiden frühern, bei Georg Willer, Buchhändler zu Augsburg, erschien und durchgehends Dramatisches enthält, das einzige Gedicht, worin er erzählt, wie ihm seine verstorbene Gattin erschienen sei, von 1560, die andern alle frühern Ursprungs, meist aus den fünfziger Jahren sind, so enthalten doch die beiden folgenden bei Joachim Lochner, Buchhändler in Nürnberg, nach des Dichters Tode 1578 und 79 herausgekommenen Bände meist Stücke aus den sechziger Jahren, besonders viel von 1562 und 63.

Ist es doch gerade, als ob seine nachmalige Vermählung, mit Barbara Harscherin am Erichstag nach Egydien 1561, den alternden Mann, der schon in seinem 62. Lebensjahre über Abnahme des Gehörs und Gesichtes klagt (I. 5, 348'), sein Alter hätte vergessen lassen. Denn je mehr er durch den Hintritt seiner Ehegenossin betrübt war, desto mehr eilte er im nächsten Jahre darauf, eine neue Verbindung einzugehen, sagt mit naivem Ernste der alte Ranisch (S. 42). Im Besitze dieser Frau muß er sich wahrhaft glücklich gefühlt haben. Wir sehen ihm sein Vergnügen an aus dem Lobgedicht, in welchem er im Jahr nach seiner Vermählung unter dem Titel das künstlich Frawen

Lob (V. 2, 330) die Schönheit ihrer Gestalt und die Tugendhaftigkeit ihrer Sitten wie ein verliebter Jüngling beschrieben hat. Holdselig ist ihre Person und Geberde, mit freundlichem Angesicht und fröhlicher Gestalt tritt sie einher, ihre Stirn ist glatt wie Marmelstein, ihr Mündlein brennt wie ein Rubin, darin stehen Zähnlein, rund und glatt und weiß wie Perlen,

> Milchfarb so sind auch ire Wangen,
> Mit Rosenroter farb umbfangen,
> Darinn zwey kleine grüblein zart,
> Ir Euglein braun lieblicher art,
> Darzu ein lang fliegendes haar,
> Liechtgelb, geleich dem Golde klar u. s. w.

Kurz das ganze Lied hält den Ton des feurigen Liebhabers, die Manier eines verspäteten Minnesängers, das einzige dieser Art unter Sachsens sämmtlichen Gedichten. Der sinnliche Liebreiz, den der Jüngling verschmähte, hat den Greis gefesselt.

Gleichwohl war die eigentliche Veranlassung wieder zur Feder zu greifen, welche er seit dem dritten Bande über ein Jahr fast ganz hatte ruhen lassen, nicht dieses frohe Wiederaufleben zärtlicher Liebe, die ihn an die jugendliche Gattin fesselte, sondern vielmehr eine gar ernste Ursache, die Pest, welche 1562 auch über Nürnberg kam, bestimmte ihn während der trübseligen Zeit aufs neue zu schreiben zur Empfehlung guter Sitten und Erquickung trauriger Herzen. So brachte er während der Sterbensläufte vierthalbhundert Gedichte mancherlei Art zusammen (IV. 1, 1 ff.). Fürwahr ein Zeichen einer schönen, wohlwollenden Seele, die nicht ablassen wollte, seinen Mitbürgern nützlich zu sein

mit der Gabe, die sie empfangen hatte, und eines starken Charakters und gottergebenen Sinnes, der es vermochte, vierthalbhundert theilweise scherzhafte Gedichte zu verfassen, während ringsum die Pest wüthete. Seit dem Jahre 1569 scheint er für immer geruht und sein Alter sorgenlos genossen zu haben, bis ihn der Tod abrief. Denn auch sein Gewerbe hat er wohl aufgegeben, als er sich zu schwach fühlte, ihm vorzustehen. Klagt er doch schon 1559, daß er keine Arbeit mehr leisten könne, und jetzt wohl betteln gehen müßte, wenn ihm Gottes milde Hand nicht reichlich seine Nahrung beschert hätte (**II.** 2, 40′).

Kein Wunder, wenn der Mann zuletzt müde war, der so viel gearbeitet hatte. Was er befürchtet hatte, traf bei ihm ein. Nicht bloß Kraft und Gehör nahmen ab bei dem „eisgrauen Manne“, sondern auch, wie sein Schüler Puschmann berichtet, „sein sinnreich Gemüt“

Und wenn Leut zu Jhm kamen
Saß er am Tisch in Güt
San kindisch, tett stillschweigen,
Wen Man ihn fragen war
Und allzeit vor ihm hette
Bücher, sonderlich die
Bibel ansehen tette,
Auch wer vor ihm stund hie;

und 1576, als er nahezu 81 Jahre alt war, da verschied er. Puschmann sieht ihn im Traume sterben in dem eben citirten als Elogium geschriebenen Meistergesang, welcher in Kürze sein ganzes Leben umfaßt und bei aller übrigen Steifheit doch einzelne gelungene Stellen hat. Besonders poetisch aber ist die Stelle, in der er den

geliebten Lehrer schildert unmittelbar vor seinem Sterben. Mitten in einer großen, lustigen Stadt sah Puschmann im Geiste einen hohen, grünen Berg, und darauf war ein schöner Garten. Mitten in diesem stand ein schönes Lusthäuslein. Der Saal war mit Marmor gepflastert und durch seine Fenster sah man alle köstlichen Früchte des Gartens. In dem Saale stand ein runder Tisch, gedeckt mit grüner Seide;

Am selben saß
Ein alt Man, was
Grau und weiß, wie ein Taub dermaß,
Der hat ein großen Bart fürbaß
In ein schönen großen Buch las,
Mit gold beschlagen schön.

Das lag auf ein Puld eben
Vor ihm auf dem Tisch sein
Und an Bancken darneben
Viel große Bücher fein
Die alle wol beschlagen
Da lagen,

Die der Alt Herr ansach.
Wer zu dem Alten Herren
Kam in den schönen Sal,
Und ihn grüsset von ferren,
Den sach er an dismal,
Sagt nichts, sondern tett neigen
Mit schweigen
Gegen ihm sein Haupt schwach,
Dan sein Red und
Gehör begunt
Ihm abgehen auch Sinnes Grund.
Als ich nun da in dem Sal stund,

Und sein alt lieblich Angesicht rund
Anschauet, hört hernach.

Nun erzählt er weiter, wie aus einer großen, finstern Wolke ein Donnerstrahl gefahren und ein Platzregen gefallen und der alte, schwache Herr vor Schrecken in Ohnmacht gesunken und zwei Tage darnach gestorben wäre *). Dieser sein Traum, fährt Puschmann fort, sei in Erfüllung gegangen. Denn am 18. Januar sei, wie ihm eine Zeitung nachher aus Nürnberg gekommen, die Stadt von einer großen Wasserfluth heimgesucht worden, und am 20. der sinnreiche Scribent und hochberühmte Poet Hans Sachs daselbst gestorben, dem Gott ewigen Lohn für seine Mühe geben wolle (Ranisch S. 327 ff). Dieser Tag seines Todes hat am meisten Wahrscheinlichkeit für sich, wenn gleich auf einer Aufschrift eines seiner Bildnisse der 19. (Ranisch S. 277) und in den Todtenregistern der 25. angegeben ist (Ranisch S. 48.) **).

So ist ein Mann, der ein reiches Maß von geistiger Begabung mit in die Welt gebracht und rastlos zur Besserung, Belehrung und Erheiterung von Tausenden ein langes Leben hindurch gearbeitet hatte, aus demselben wie ein Kind geschieden. Er hatte sein Licht leuchten lassen, bis es verzehrt war und langsam erlosch. Warum gerade bei ihm

---

*) In der That soll er über eine Feuersbrunst erschrocken sein und dieser Schrecken seinen Tod herbeigeführt haben.

**) Neben Puschmanns Zeugnisse stütze ich mich hier auf die Forschungen, welche Dr. M. M. Mayer, ein sehr gründlicher Kenner der Geschichte Nürnbergs und namentlich auch unsres Dichters, über dessen Todestag angestellt hat.

dieser, vielleicht von allzugroßer Anstrengung mit herrührende Stumpfsinn in seinen letzten Lebenstagen uns weniger schmerzlich fällt? Ich glaube, weil ihn Puschmann so lieblich beschrieben hat. Es ist noch dieselbe Freundlichkeit und derselbe scheinbare Trieb nach geistiger Thätigkeit in der äußern Erscheinung dieses blöden Greises, der schon wie abgeschieden von der Welt, gleich den Schatten Homers, bewußtlos seine alte Weise fortsetzt. Wer still gelebt und gewirkt hat, mag auch allmählich, dem regelmäßigen Gange der Natur gemäß, hinschwinden; dann scheiden wir befriedigt von der Betrachtung seines Daseins; denn er starb alt und lebenssatt.

Und nun will auch ich von Dir scheiden, Du stiller und doch so lautredender großer Bürger aus Nürnbergs alter Zeit, den seine Vaterstadt mit hohem Selbstgefühle ganz den Ihrigen nennen kann. Deine Wohnstätte ist verschwunden; Dein Grab ist unsicher; Deine Enkel haben Dir noch kein Denkmal errichtet, wie Deinem mehrbegünstigten Zeitgenossen und Landsmann, dessen Wirksamkeit der Deinigen keineswegs voranstand. Aber Gemälde fallen ins Auge und schmücken die Zimmer der Großen, indeß Deine bestäubten Folianten ungelesen in den Winkeln der Bibliotheken ruhen. Wäre ich ein reicher Mann oder gehörte zu den hohen Patronen und Mäcenaten dieser Stadt, so würde ich den Platz, der Deiner ehemaligen Wohnung nahe liegt, mit Deinem Monumente schmücken: nun aber habe ich Dich eben zu verherrlichen gesucht, wie ich konnte, zwar nur mit dem vergänglichen Laute der Stimme, doch vor einer Versammlung, deren Theilnehmer Deinem hohen Streben wenigstens darin nacheifern, daß sie ihr Dasein nicht in der Prosa mechani-

scher Geschäfte erschöpfen wollen, also vor einer würdigen Gesellschaft, von welcher Du, das ahne ich, wenn Du jetzt unter uns lebtest, Dich schwerlich ausschließen würdest. Bewundernd würden wir zu Dir hinanblicken und in Deinem Glanze uns sonnen, aber Du würdest, ein leutseliger Mann wie Du warst, die Genossenschaft von uns Geringen nicht zurückweisen. So laß Dir denn auch meine Lobpreisung gefallen, wenn sie gleich Deiner nicht würdig war.

Wir aber, verehrte Freunde und Freundinnen, wollen uns aus dieser biographischen Darstellung eine Lehre schöpfen, sei es zur Berichtigung, oder zur Bestärkung unsrer Ansichten, und ein Muster nehmen fürs eigne Leben — denn Sie müssen sichs nun schon gefallen lassen, wenn ich an meinen „Spruch" einen „Beschluß" mache. Fürs erste, daß jeder Mann seine Schuhe machen soll, und jede Frau ihre Kinder warten, und jede Jungfrau ihre Suppe kochen lernen, das zeigt uns Hans Sachs, der Schuhmacher. Daß aber fürs zweite jeder Mann, wenn er seine Zeit vernünftig und gewissenhaft eintheilt, neben seinem Berufe, und jede Frau neben ihren Mutterpflichten, und jede Jungfrau neben ihrer Vorbereitung für die Häuslichkeit noch eine Menge Zeit übrig haben, in der alle drei etwas für die Bildung ihrer eignen Seelen und, wenn sie Kraft genug haben, für die Bildung der Seelen Andrer thun können und sollen,

Auff das uns Glück und Heyl erwachs,
Das lehrt uns der Poet Hans Sachs.

Erklärung
der schwierigern Wörter und Redensarten.

(mhd. bedeutet mittelhochdeutsch; sd. süddeutsche Mundart; nb. nürnberger Provincialismus).

Allesand, allesander, allesammt. Sant, eine mhd. Nebenform für samet, sammt.
Als weng als, so wenig als. Das verdoppelte als für so ... als, mhd.
Anlegen sich, sd., sich anziehen.
Ansiegen, einem, besiegen.
Anthonier, regulirte Chorherren des h. Antonius, von einem Herrn von Gaston aus dem Delphinat 1093 gegründet, zum Troste derer, die am Antoniusfeuer litten, einer bösartigen Rose, gegen welche die Gebeine des h. Antonius Wunder thaten.
Auffzüg, juristisches Kunstwort, dilationes, Verlängerungen.
Außzüg, juristisches Kunstwort, exceptiones, Einreden.
Ayrenschmaltz, eine besonders auf dem Lande beliebte Speise aus Eiern, etwas Mehl und Milch bereitet und in Schmalz gebacken.
Bachen, mhd. Bache, Schinken.
Bald, so bald als.
Beerenklawen, an der .. saugen, an der Bärenklaue saugen, sprichw. von einem, der nichts zu leben hat.
Bett, Gebet.
Betz, sd., Schaf.
Beyhendig, zu Handen, gegenwärtig.
Cartaunen, Kanonen.
Clas, Nicolaus.

Complet, s. Metten.
Creutzweiß ligen, in Kreuzesgestalt auf dem Boden liegen, eine ascetische Uebung.
Custor, Küster.
Denen, dienen.
Dermas, dermassen, solcher Art.
Doppelhacken, ein Geschütz, große lange Büchsen, welche auf Böcken ruhten.
Ehrlich, Ehre bringend.
Einklenck, d. i. Eingelenke, von einlenken, scheint nicht eben juristisch technische Bedeutung gehabt zu haben; vielleicht das Einlenken zu einem Vergleich, wenn es mit dem strengen Rechtsbeweise nicht gehen will.
Fannen, nd., für Fahnen, bei Prozessionen.
Ferge, mhd., Führer eines Floßes, Kahnes oder Schiffes.
Fert, mhd. und noch sd., im vorigen Jahre.
Freyhartsknaben, eigentl. Vagabunden; v. mhd. fri-hart, übermäßig frei; besonders gebraucht von herumziehenden Gauklern und Musicanten.
Fünffingerkraut auflegen, ein Volkswitz, für schlagen, hergenommen von dem Fingerkraut, das als Heilmittel dient.
Fürhültzen, eigentl. Hölzer davor thun; gebraucht von dem Rechen, den man beim Ablassen des Teiches in dem Graben, durch den das Wasser abläuft, anbringt, damit kein Fisch davon schwimmen kann; bildlich von der Sorge der Kirche, damit ihr keine Seele entgeht. Dasselbe bezeichnet vorm Garn fischen, nämlich vor dem im Teiche ausgeworfenen Garn nochmals fischen an jenem Rechen.
Fürwürff; die juristische Bedeutung dieses Wortes ist dunkel; schwerlich sind Vorwürfe gemeint, die man dem Gegner macht, eher Vorschläge, **propositiones**.
Garn, vorm fischen, s. fürhültzen.
Gertenhawen, geißeln mit Ruthen.
Ghretlich, d. i. Geräthlein, geringe Geräthschaften, Siebensachen.
Glat, sd., ganz und gar.

Glinster, vom mhd. glinzen, Schimmer.

Glockenleuten, mit einer Glocke läuten während der Messe.

Gnad, Ablaß.

Gottes willen, um G. w., unentgeltlich.

Grund, ein .... einer Sache, für: eine Sache gründlich, z. B. der Arznei e. G., für: eine gründliche Arznei.

Hecht, hängt.

Hellig, mhd. hellec, von Durst und Mühe erschöpft.

Heylthumb, Reliquie.

Jacobsbruder, Pfründner des Jacobsspitals oder Bruderhauses.

Jehen, mhd., sagen.

Judicirn, der Menschen Geburt, Nativität stellen.

Kandel, nd., Kanne.

Kieferbes, Kifferbeiß, von kiefen d. i. nagen, und Erbes, nd.; grüne Erbsen. Aber wegen des provinzialistischen Gleichlauts des Wortes kiefen d. i. keifen wird „Kieferbes essen" und ähnliche Redensarten sprichwörtlich von dem gebraucht, der Andrer, besonders der Frauen, Keifen anhören muß.

Kirchenschwentzen, mit einer gewissen Ostentation in die Kirche gehen. Schwentzen, vom mhd. swanz, Schleppkleid der Frauen, bedeutet: den Leib auf gezierte Weise bewegen, einherstolziren. Es liegt daher in K. der Begriff, daß man auf den Kirchenbesuch einen besondern Werth legt.

Klappermarkt, auf dem ... stehen, geschwätzig sein.

Köbler, Besitzer eines kleinen Bauerngütchens.

Kolbmann Skt., ein fingirter Heiliger, von Kolbe, Rohr. Skt. K. anrufen, Volkswitz für prügeln.

Krafft, Menge, z. B. Geldes.

Krencken, krank machen.

Lassen sich, sich verlassen.

Lehr, insbesondere die Glaubenslehre; die L. gehn durcheinander, die Glaubenslehren durchkreuzen sich.

Lehren steht zuweilen für lernen, sowie lernen für lehren.

Leilach, sd., Betttuch.

Loica für Logik.

Lüfftig, durch die Luft.

Menschenfünd, (irrig im Texte gedruckt: Menschenfünd), von Menschen erfundene Dinge.

Metten, matutina, in der kathol. Kirche die erste der canonischen Stunden, in denen Psalmen und andre religiöse Hymnen in Kloster- oder anderen Kirchen gesungen werden. Solcher horae canonicae hat der Tag sieben: Matutina, Prima (Prim), Tertia (Terz), Sexta, Nona, Vespera (Vesper), Completorium (Complet); letztere so genannt, weil mit ihr die religiösen Geschäfte des Tags zu Ende sind.

Nechtn, in vergangener Nacht.

Nieten, sich einer Sache, mhd., genießen.

Nobis, du bist jetzt in n. Hauß, hat keinen Sinn; der Mönch setzt an der Stelle, in welcher es vorkommt, nur einen fremdartig klingenden Ausdruck, um dem Bauern Schrecken einzujagen. Wenn das Wort Hauß nicht dabei stünde, würde es heißen: du bist jetzt bei uns.

Pacem küssen, eigentl. den Frieden küssen. Der Pax war ein Agnus Dei, häufig von Silber, welches der Priester durch einen Diaconus oder Chorknaben dem Volke zum Küssen bei der Messe herumreichen ließ. Hie und da wurde er auch nicht herumgereicht, sondern an einem Orte in der Kirche aufgestellt, damit ihn küssen könne, wen die Andacht dazu triebe.

Pachen, mhd. bachen, backen.

Partecken, von particula, bezeichnet ursprünglich Stücken von der Mahlzeit, die man wegschenkte, dann aber insbesondere Stücken Brod, die man den vor den Häusern singenden oder bettelnden Schülern gab; sie steckten diese und andere Speisen, die sie geschenkt bekamen, in ihren Parteckensack, den sie neben Büchern und Schreibmaterialien mit sich zu tragen pflegten.

Pfenwert, Pfenbert, mhd. pfennewert, Waare, die im Kleinen für geringen Preis verkauft wird, kurze Waare.

Piret, Baret.
Plerren, schreien, auch für den Kirchengesang gebraucht, der mehr einem Geschrei gleiche.
Presaun, von **prison**, spätlatein. **prisona**, Gefängniß.
Prim, s. Metten.
Probieren, beweisen.
Radprechen, rädern.
Samb, mhd. sam, gleich als wenn.
Schimpf, mhd., Scherz; dem S. will der Bodn auß werden, der Scherz hört auf, das Bild hergenommen von einem Faß, dem man den Boden einschlägt, und dessen Inhalt also ausläuft.
Schlangen, eine Art Kanonen mit sehr langen Läufen.
Schmecken, sd., riechen.
Schnauden, schnauben, schnaufen.
Schweigen einen, zum Schweigen bringen.
Segn, Amulet.
Stationirer, ein Mönch, der im Lande umher Gaben für sein Kloster oder seine Brüderschaft sammelt.
Stegreiff, Steigbügel; mit dem Halß in St. treten, für: gehängt werden.
Streithacken, Büchsen zum Schießen, zum kleinen Geschütz gehörig, aber von ziemlicher Länge und Schwere.
Strelen, mhd. und noch im sd., kämmen.
Taffel auff die Welschen monieren (d. i. Manieren), Gemälde nach italienischer Art, als Kirchenschmuck.
Tertz, s. Metten.
Thust, mhd. Duz, das Tosen.
Thöcht, mhd. töhte, Conj. Impf. von tügen, taugen.
Umbleyern, eigentl. mit der Leier spielend umhergehen, umherschlendern ohne Zweck.
Umbzaspen, ehemaliger Provinzialismus, jetzt etwa herumkratschen, d. i. geschäftig und doch nur mit Mühe hin- und herlaufen, besonders von alten Leuten.
Understan, mhd., verhindern.
Unterbültzen, vom nd. Bulz, Stütze, unterstützen.

Urban, Sct., der Schutzpatron des Weines; daher bedeutet die ehemals sehr gewöhnliche Redensart: Ich wollt', er hätt' Sanct Urbans Plag, ursprünglich: ich wollte, er hätte ein vom häufigen Weingenuß herrührendes Uebel, vielleicht das Podagra. Die Redensart war indeß zu Hans Sachsens Zeit schon sehr abgenützt, so daß man damit bereits nur überhaupt einem Böses anwünschte.

Vermaylîgen, v. mhd. meil, Fleck, beflecken.

Verschleiffen, verschlüpfen.

Verschlinden, mhd. verslinden, verschlingen.

Vertrinken, die Seel, das Minnetrinken der alten Deutschen, einen Leichtrunk halten.

Wann, denn.

Was, war; mit dem Inf. eines Zeitworts verbundene Umschreibung des Imperf.; z. B. sagen was, sagte.

Wath, wat, mhd., Gewand.

Websen, nd., Wespen.

Wenglein, Verkleinerungsform von wenig.

Weſt, wußte.

Zerhadert, zerlumpt, von Hadern, mhd. und nd., Lumpen.

Ziehen, anziehen, von Kleidungsstücken.

Zopfnonnen, Frauenzimmer, die wie Nonnen heilig thun, obschon sie Zöpfe haben, und nicht, wie die Nonnen, abgeschnittenes Haar, etwa Betschwestern.

Zwagen, zwicken.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Druck der Campeschen Officin.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hoffmann, Johann L.

Hans Sachs sein Leben und Wirken aus seinen Dichtungen

Nürnberg 1847

Biogr. 1021 b
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10066415-1